8/1984 PREIS 0,80 M

ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Wer war dabei?

Suchaktion zu Fotos aus 35 Jahren Geschichte unserer Republik

Turn-Träume

Männer zwischen Reck und Boden

Müllers Mandat

FREIE WELT bei Kranbauern aus Eberswalde — Kandidaten für die Wahlen am 6. Mai

★ Inhalt

★ Im Blickpunkt: Wahltag am 6. Mai 1984

Weltraum
Der erste indische Kosmonaut im All **Seite 6**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

FW-Suchaktion
Fotos aus 35 Jahren DDR – Wir suchen Augenzeugen der darauf abgebildeten Ereignisse **Seite 16**

Interview
Verantwortung für den Frieden – FW-Gespräch mit DDR-Außenminister Oskar Fischer **Seite 22**

Tourismus-Ratgeber **Seite 24**

FW-Serie
Das Gesetz der Ahnen **Seite 26**

Naturschutz
Entdeckungen im jungfräulichen Hochmoor **Seite 28**

Historische Miniaturen
Alexander Herzen: Zwiesprache mit Friedrich Schiller **Seite 30**

Tanz
Kubanischer Cha-Cha-Cha in Berlin **Seite 32**

Literatur
Gennadi Djatschkow: „Kasbek" **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
Benjamin und Benjamin **Seite 40**

Leserforum **Seite 42**

„Nachgedacht und mitgemacht"
Erlebnisse der Freundschaft **Seite 44**

Porträt
Ein Mann geht in die Welt – Von einem Zeitzer, der Spuren hinterließ in Vietnam, Moçambique, der Sowjetunion **Seite 46**

Bildbericht
Auf Fotopirsch im nächtlichen Meer **Seite 50**

Sport
Wer wird der nächste Olympiasieger im Turn-Zwölfkampf? **Seite 52**

Titelbild:
Detlev Steinberg fotografierte auf dem Montageplatz des VEB Kranbau Eberswalde

Redaktionsschluß für dieses Heft: 6. 4. 1984

Kommunalen

Für Frieden und Sozialismus – wählt am 6. Mai die Kandidaten der Nationalen Front!

Aus den Mailosungen des Zentralkomitees der SED

Man kennt sie nicht in Murmansk, in Rio oder Kalkutta – um so besser aber die Kräne, Hafenkräne aus Eberswalde, in denen ihre Arbeit steckt. Der VEB Kranbau gehört zu den Spitzenreitern auf dem Felde der Qualität, erhielt vor kurzem per Diplom bescheinigt, daß er über fünf Jahre den Titel „Betrieb der ausgezeichneten Qualitätsarbeit" mit Glanz verteidigte. Hauptkunden, Mitentwickler erfolgreicher Serien, sind sowjetische Partner, die demnächst den 2000. Kran seit 1950 in Empfang nehmen werden. Planerfüllung des ersten Quartals: Ein solides Plus steht nach drei Monaten im Jubiläumsjahr 1984 zu Buche.

Die achtzehn Männer und Frauen vor dem Portal des zur Montage bereiten Kranes haben sich nicht zufällig zusammengefunden, sie kandidieren für die Kommunalwahlen, gehören zu den künftigen Mitgliedern der Abgeordnetengruppe des Betriebes, die – über vierzig Köpfe stark, geleitet vom Volkskammerabgeordneten Lothar Burkhardt – mit dem geistigen Potential und den materiellen Möglichkeiten eines sozialistischen Großbetriebes ausstrahlt bis in die letzte Gemeinde des Kreises, auf Wohnungsbau und Berufsverkehr, auf Bildungswesen und Freizeitangebot.

Obere Reihe, von links: Helmut Sandow, Ingenieur, Mandatsträger der SED, Kandidat für die Stadtverordnetenversammlung Eberswalde-Finow, Olaf Cornelius, Stahlbauschlosser, FDGB, Kandidat für den Kreistag; Michael Liedke, Produktionsarbeiter, SED, Stadtv.; Gerd Seeger, Stahlbauschlosser, FDJ, Kandidat für die Gemeindevertretung in Altenhof; Bernd Scholz, Stahlbauschlosser, NDPD, Gemv. Lichterfelde. – Untere Reihe: Wolf-Michael Schellenberg, Facharbeiter für Ratiomittel, CDU, Kreist.; Wolfgang Hänsicke, Technologe, FDGB, Gemv. Tornow; Sybille Hübner, Materialwirtschaftler, LDPD, Gemv. Britz; Erika Vali, Industriekaufmann, CDU, Kreist.; Hans Kersten, Dreher, FDGB, Gemv. Tornow; Evelin Kletzin, Technologe, FDGB, Stadtv.; Erhardt Beck, Konstrukteur, FDGB, Gemv. Grüntal; Kerstin Schulz, Maschinenbauzeichner, FDJ, Kreist.; Roland Müller, Montageschlosser, FDGB, Stadtv.; Horst Couvé, Gütekontrolleur, SED, Gemv. Sandkrug; Günter Müller, Stahlbauschlosser, FDGB, Gemv. Hohenfinow; Rudi Hennig, Technologe, FDGB, Gemv. Sandkrug; Rainer Dornig, Ingenieur, NDPD, Kandidat für die Stadtverordnetenversammlung. – Bild unten: Helmut Sandow unterwegs im Neubauviertel „Max Reimann".

Um das „Q“ im Kommunalen

Eberswalde hat seinen Anteil an den Ergebnissen erfolgreicher sozialistischer Kommunalpolitik der Republik in den letzten fünf Jahren. Allein 1982 und 1983 wurden im Kreis 1288 Wohnungen neu gebaut, 785 modernisiert. Die Fortschritte von Städtebau und Lebensqualität sind besonders deutlich am Wohngebiet „Max Reimann“ abzulesen, dem „im Wald errichteten“ neuesten Neubauviertel der Kreisstadt. Produktionsstätten der Industrie profilierten sich wie das Walzwerk, neben dem Kranbau der zweite Großbetrieb im Roten Finowtal; großzügige Verkehrslösungen wurden geschaffen, wie die lange geplante Verbindung nach Britz, zum neu entstandenen Schlacht- und Fleischverarbeitungskombinat; zu den „unsichtbaren Investitionen“ zählt der Anschluß weiterer Ortsteile an das Kanalisationsnetz.

In der Stadt und im Kreis Eberswalde ist – wie überall – die Aussprache über Angelegenheiten vor der Haustür, die zugleich ein Stück sind vom großen ganzen, in vollem Gange. Wähler fragen, Kandidaten stehen Rede und Antwort. Ein Mann wie Helmut Sandow, gelernter Stahlbauschlosser, Ingenieur, Abteilungsleiter, Stadtverordneter seit 1974, vor allem vertraut mit dem Wohnungswesen, hat wenig ruhige Abende. Doch aus der Sicht des erfahrenen Kommunalpolitikers schaut er über die turbulenten Tage der Wahlbewegung voraus auf die nächsten Jahre. Nein, das

Oben: Eberswalde-Finow – eine der drei Städte der DDR, die Oberleitungsbusse besitzen. Neue Škoda-Fahrzeuge trafen ein, großräumige Gelenkbusse aus Budapest sind angekündigt.

Links: Mit Posaunen und Trompeten – Gruß des Jugendblasorchesters an Wählervertreter und Kandidaten.

Rechts: Historisch-eigenwillige Variante des Stadtwappens. Der Adler wurde längst verscheucht.

Unten: Blick auf Markt und Zentrum. Die Einwohnerzahl der Kreisstadt im Bezirk Frankfurt (Oder) erhöhte sich in zwei Jahrzehnten von 41 000 auf rund 54 000.

D. Christel (Zusatzfoto)

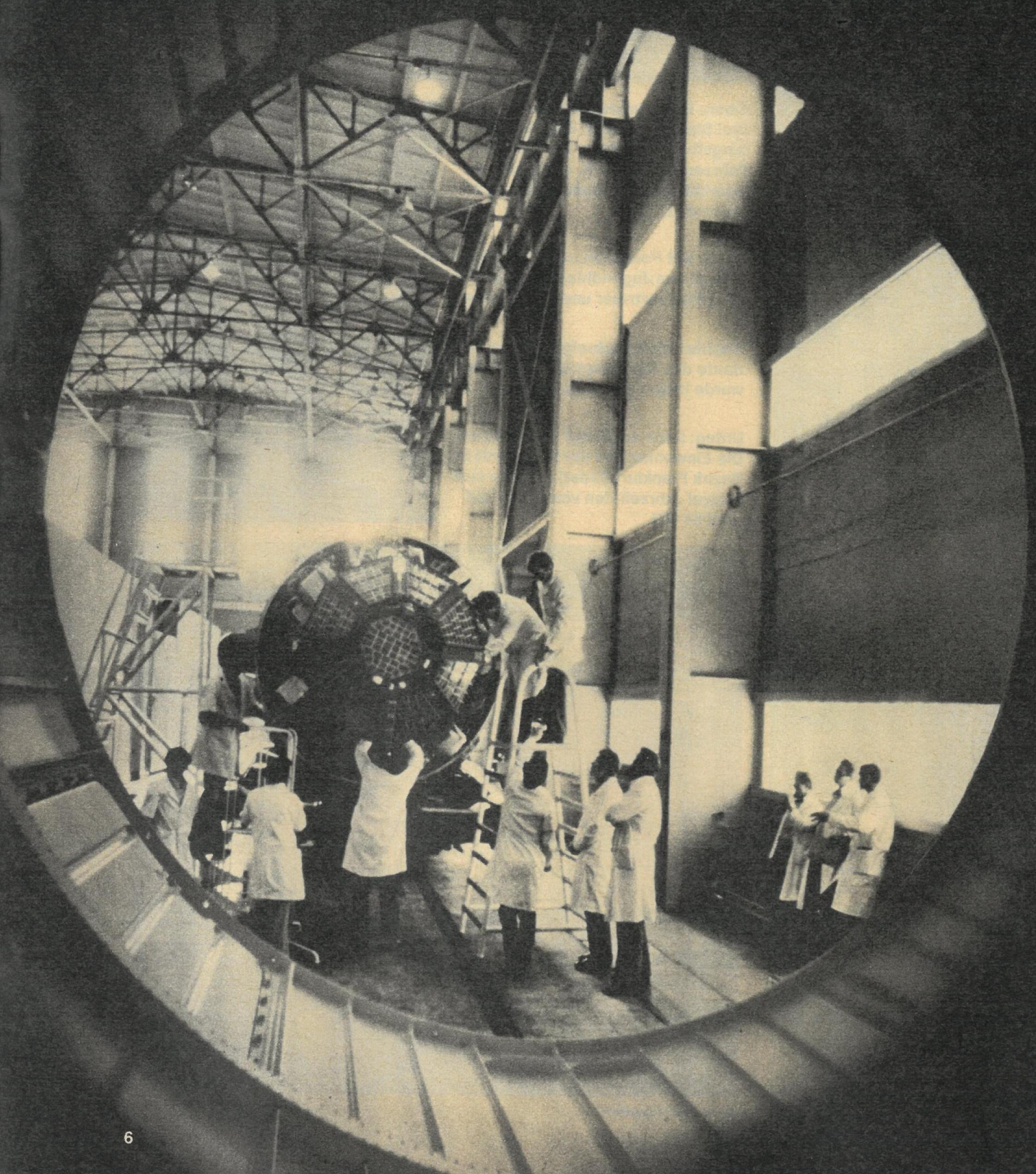
könnte niemand behaupten, daß die Aufgaben kleiner würden, die Ziele weniger anspruchsvoll, die Anforderungen geringer. Zum Beispiel an das Bauen… Neben dem Fortschreiten des Reimann-Viertels (in der Perspektive: eine Verdoppelung des bisherigen Wohnraumangebots) beginnt in großem Maßstab der Aus- und Umbau des Stadtkerns. Eine Aufgabe, die weiter reicht als eine Mandatsperiode. Dabei geht es nicht nur um Material und Fachkräfte. – Wer besser als der Abgeordnete sollte dazu berufen sein, mit den Bewohnern zu sprechen, Mitwirkung anzuregen, Verständnis zu wecken, ein Rentnerpaar bequemer unterzubringen, einer jungen Familie dringend benötigten Wohnraum zu verschaffen… Stadtverordneter Sandow: „Da stecken Reserven drin." Kommunalpolitik. Arbeit mit den Menschen. Kranbauer sind dabei, ein weiteres „Q" zu erwerben.

Hans Frosch (Text)
Detlev Steinberg (Fotos)

Kein indischer Seiltrick:

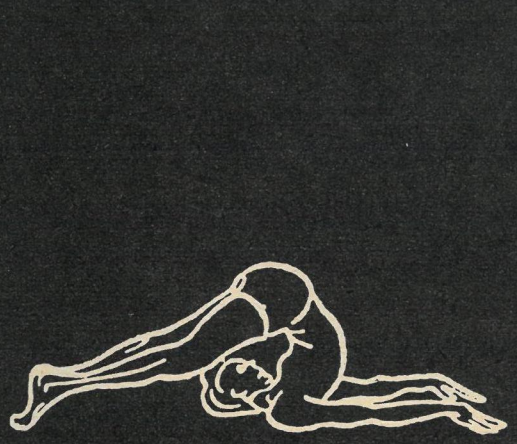
Yoga im Orbit

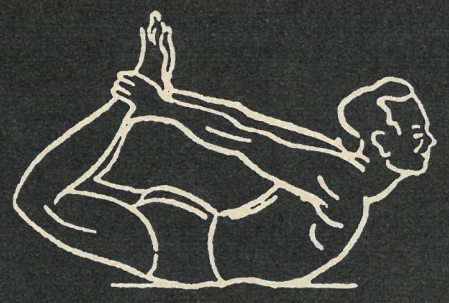
Die erste Sojus-Besatzung mit sechs Kosmonauten: Solowjow, Atkow, Sharma, Strekalow, Malyschew, Kisim (von links nach rechts).

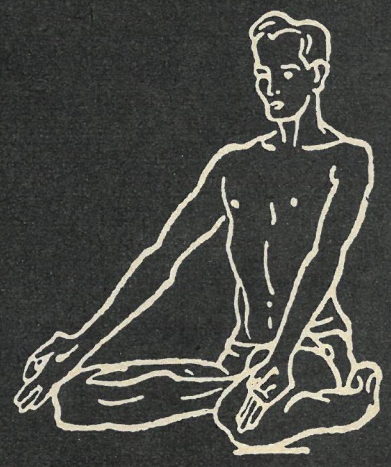


Neun Jahre nach dem Start des ersten indischen, mit sowjetischer Hilfe entwikkelten Satelliten (Foto links) verließ am 3. April eine Sojus-Trägerrakete den Kosmodrom Baikonur in der kasachischen Steppe. An Bord waren der erste Kosmonaut des südasiatischen Subkontinents, Rakesh Sharma, zusammen mit Kommandant Juri Malyschew und Bordingenieur Gennadi Strekalow. Der Inder hat sich anderthalb Jahre gemeinsam mit seinem Double Ravish Malhotra (Foto rechts) auf den Flug vorbereitet, in dem das Experiment „Yoga" eine wichtige Rolle spielt. Mit dem neuen internationalen Kosmosunternehmen wird in der wissenschaftlich-technischen Kooperation zwischen dem Lande Lenins und dem Lande Ghandis ein neues Kapitel aufgeschlagen.

Ein Bericht von
Karl-Heinz Eyermann







Yoga im Orbit

Yogasana. Füße über Kreuz auf den Oberschenkeln, Hände nach außen gekehrt vor den Knien, Zeigefinger an den Daumen, erhobener Kopf und Blick auf die Nasenspitze. Yogasana, die klassische Yogi-Stellung. In ihr verharren Rakesh Sharma und Ravish Malhotra am Boden, im Hintergrund die weiße Sojus-Trägerrakete, die sich fünfzig Meter hoch reckt und in acht Stunden die braune Erde von Kasachstan zum Beben bringen wird.

Jupiter-Drei und Elbrus-Drei treffen ein Gentleman's Agreement:

„Egal wer von uns beiden fliegt, Hauptsache ein Inder."

Siddhasana. Beine nach innen übergeschlagen, Kinn zur Brust gesenkt, Hände gefaltet und die Augen auf den Punkt zwischen den Brauen gerichtet. Siddhasana. Die vollkommene Stellung. Die beiden indischen Kosmonauten-Kandidaten beim letzten Frühsport auf dem sowjetischen Weltall-Bahnhof vor dem Flug ins Orbit. Letzte Probe für ein neuartiges Experiment in der bemannten Raumfahrt. Für den fünfunddreißigjährigen Rakesh Sharma auch eine Übung, um das Startfieber zu unterdrücken, für den fünf Jahre älteren Ravish Malhotra ein Mittel, um die bitteren Gedanken zu verdrängen, heute nur Double zu sein.

Virasana. Rechter Unterschenkel innen am rechten Oberschenkel zurückgewinkelt, linker Unterschenkel außen an den linken Oberschenkel gelegt, die Hände nach außen vor die Knie gekehrt, Zeigefinger- und Daumenspitzen aneinandergedrückt, Augen geschlossen. Virasana. Die Heldenstellung. In ihr sitzen beide auf dem Teppich vor dem Abschußtisch der Sojus-Trägerrakete. Wie Helden fühlen sie sich beide nicht. Sie haben das ungeschriebene Gesetz, das von der sowjetischen Testfliegerei ins Sternenstädtchen übernommen wurde, kennengelernt: Wer glaubt, er fliegt einer Heldentat entgegen, ist für diese Aufgabe nicht geeignet.

Danach sitzt die Besatzung zusammen bei der „Henkersmahlzeit", wie das letzte Menü vor dem Start in Baikonur galgenhumorig heißt. In strenger Quarantäne, durch dicke Glasscheiben von den anderen getrennt, wird sie eingenommen. Die Bedienung, ganz in Weiß, trägt Mullbinden vor Mund und Nase. Rakesh Sharma hat einen gesunden Appetit. In der Sowjetunion ist er zum Suppenfan geworden, Schtschi und Chartscho sind seine Lieblingsgerichte. Weißkohl in kräftiger Brühe und scharfe kaukasische Reissuppe mit Hammel und Knoblauch, dazu Quarkkeulchen. Die beiden erfahrenen sowjetischen Kosmonauten raten ihm, wenig Tee zu trinken. Man sitzt bei der Startvorbereitung schon allein zwei Stunden im Raumschiff, in den Skaphandern, die man da nicht öffnen kann. Auf dem Weg zum Raketenlift, der Juri Malyschew, Gennadi Strekalow und Rakesh Sharma hoch zur Trägerspitze in das Raumschiff bringen wird, nehmen sie Abschied von den drei anderen aus der Double-Besatzung. Rakesh winkt seinem Freund Ravish zu. Sie verstehen sich. Yogi ist auch Erziehung der Gefühle. Beide hatten seit langem ein Abkommen getroffen. Sie einigten sich darauf, was das Double im Augenblick des Starts sagen wird: „Es ist egal, wer von uns beiden fliegt. Hauptsache, ein Inder kommt ins All."

Aus dem Raumschiff melden sich während der Vorstartkontrolle Malyschew, Strekalow und Sharma mit ihrem Funkcode Jupiter-Eins, -Zwei und -Drei. Sie unterhalten sich gelöst mit ihren Doubles Anatoli Beresowoi, Georgi Gretschko und Ravish Malhotra.

Majak-Eins meldet sich beim Start von Sojus T11:

„Bald fliegen wir zusammen auf der Erdumlaufbahn der Freundschaft."

„Wir drei von der Salut 7-Stammbesatzung haben in den letzten Tagen wie ein Empfangskomitee gearbeitet", meint Leonid Kisim, Majak-Eins, seit acht Wochen Kommandant in der Orbitalstation. Er schaltet sich aus über dreihundert Kilometer Höhe in die Gespräche während der Startvorbereitung ein, der Orbitalkomplex überfliegt gerade Afrika.

Siebzehn Uhr neun, am ersten Dienstag in diesem April. Pünktlich wie vorher bekanntgegeben, löst sich die Dreihundert-Tonnen-Säule von der Rampe: auf die Minute genau und in der Toleranzspanne von Sekunden, wie es die Ballistiker für einen optimalen Aufstieg und ein schnelles Koppeln an Salut 7 berechnet hatten. In neun Minuten verbrennen die Motoren über zweihundertsiebzig Tonnen Treibstoff. Nach 540 Sekunden Riesengetöse schwenkt Sojus T 11, von der letzten Antriebsstufe getrennt, leise und sanft ins Reich der Schwerelosigkeit ein. Als Leonid Kisim im Orbitalkomplex die Nachricht vom gelungenen Aufstieg der Dreistufenrakete hört, meldet er sich als „Vorsitzender des Empfangskomitees": „Bald fliegen wir zusammen auf der Erdumlaufbahn der Freundschaft, im Drushba-Orbit."

Wie vorgesehen, legt Sojus T 11 fünfundzwanzigeinhalb Stunden nach dem Start am Heck von Salut 7 an. Andocken in Rekordzeit. Am Mittwoch, dem vierten April, bewältigen die drei Majaks im Orbitalkomplex schon den siebenundfünfzigsten schwerelosen Alltag. An der Schwelle zu ihrem dritten Monat im Orbit verbringen sie eine Woche mit der sowjetisch-indischen Besuchsmannschaft an Bord von Salut 7.

Rakesh Sharma ist der 138. Raumfahrer der Welt, der 68., der mit einem sowjetischen Raumschiff ins All flog. Indien trat als 14. Mitglied in die Gemeinschaft bemannte Raumfahrt betreibender Länder ein. Rakesh Sharma ist der erste Kosmonaut der Dritten Welt, der elfte

---

Alle Landevarianten wurden geübt: Mit der Rückkehrkapsel „Okean" das Niedergehen auf das Wasser und Schwimmen im Skaphander.

Lange vor der Raumflugpremiere im Sternenstädtchen: Ministerpräsidentin Indira Ghandi nahm am 23. September 1982 an der Eröffnung des ersten Raumflug-Semesters für Rakesh Sharma (links) und Ravish Malhotra (rechts) teil.

ausländische Spezialist, der von Baikonur aus in den Orbit gelangte. Er gehört zur ersten sechsköpfigen Mannschaft, die in einer Salutstation arbeitet. Er ist der zwölfte Kosmonaut, der nicht aus den beiden großen Raumfahrtländern UdSSR und USA kommt.
Der Raumflug UdSSR–Indien ist das zwölfte internationale bemannte Kosmos-Unternehmen mit sowjetischer Technik (im Vergleich: USA bisher lediglich zwei). Heute wird bereits die Hälfte aller sowjetischen Weltallmissionen mit Sputniks, Interplanetarsonden und Raumschiffen unter ausländischer Beteiligung durchgeführt. Diese Internationalisierung der Kosmosforschung ist Ausdruck der sowjetischen Raumfahrtpolitik, das Weltall ausschließlich für friedliche Zwecke zu erschließen. Während also der 3. April 1984 ein wichtiges Datum sowjetischer Friedenspolitik darstellt, treffen sich in einem türkischen Badeort bei Izmir die NATO-Wehrminister, vom amerikanischen Vertreter Caspar Weinberger bedrängt, Strahlenwaffen für den Weltraum zu entwickeln. In Washington lehnt am selben Tage Ronald Reagan einen sowjetischen Vorschlag ab, kosmische Waffen zu ächten. Über Fernsehsatellit verkündet der Präsident, ein Verbot der Rüstung im Weltall läge gegenwärtig nicht im Interesse der USA. BBC London, angeblich die wendigste Rundfunk-Nachrichtengesellschaft, berichtet am 3. April aus Izmir und Washington. Sie verliert darüber kein Wort, daß es einen ersten indischen Kosmonauten gibt.

Majak-Drei schaut tief ins Herz:

„Weil der ganze Flug eine Herzenssache ist."

„Das Mudra verleiht die Kraft des Schwebens." Mudra ist keine Rakete, die Kräfte des Schwebens verleiht. „Durch Danta-Dhauti wird jede Art von Herzleiden vollkommen geheilt." Danta-Dhauti ist keine Orbitalstation, in der des Menschen Herz so frei und unbeschwert schlägt. Es sind besondere Yoga-Übungen, in Sanskrit-Texten gepriesen fünfhundert Jahre vor unserer Zeitrechnung. Die Wunder Mudra und Danta-Dhauti sind nun verwirklicht nach über zwei Jahrtausenden. Allein die Schwerelosigkeit macht sie seit Gagarins Flug im April 1961 wahr. Sie streift dem Menschen scheinbar sein Gewicht ab, sie nimmt den Druck vom Herzen, das nun ohne Belastung hüpft und mit voller Kraft weiterpumpt.
Aber Schwerelosigkeit läßt den Körper nicht nur schweben und das Herz spielend pulsieren. Sie ist heimtückisch und läßt sich diese segensreichen Gaben von Mudra und Danta-Dhauti mit Übelkeit, Blutstau im Kopf, Muskelschwund, Bewegungs-, Koordinierungs- und Orientierungsstörungen teuer bezahlen und verlangt als Tribut noch den Verlust des Gleichgewichtssinns.
Das Unglück, das aus dem verwirklichten Glück von Mudra und Danta-Dhauti resultiert, könnte durch Asanas, diesen wundersamen Übungen und Körperstellungen aus dem Reich des Yoga, aus der Welt geschaffen werden. So hoffen indische Mediziner und Psychologen, ihren nationalen Traditionen folgend, durch Yoga auf Ergebnisse, die sowjetische Kosmonauten erst mit täglich stundenlangem hartem Belastungstraining im Orbit erreichen.
Nach den Sanskrit-Überlieferungen gibt es vierundachtzigtausend Asanas. Lediglich ein Tausendstel davon zählt zu den klassischen Übungen. Und von diesen wiederum wurden einige wenige ausgewählt, von denen die am Flug von Sojus T11 beteiligten indischen Spezialisten glauben, sie seien tauglich für den Weltraum.
Die Sanskrit-Texte hat sich ein Mann sorgfältig übersetzen lassen, der von Herzen etwas versteht. Der Kardiologe Oleg Atkow, Majak-Drei der Stammbesetzung von Salut 7, Forscher und Bordarzt im All. Er hat während des gemeinsamen Trainings und bei der Vorbereitung auf die Experimente die Inder bei den verschiedenen Asanas beobachtet und sie nach Yoga-Übungen im Sternenstädtchen untersucht.
Jetzt rückt er nicht allein mit Stethoskop und Blutdruckmesser der Gastmannschaft auf den Leib. Er benutzt Apparaturen, die auf seinen Patenten fußen und das Allerneueste darstellen, was Kosmos- und Medizintechnik zu bieten haben; dazu Geräte, die der Raumtransporter Progress 19 vor sechs Wochen zur Station gebracht hatte, Geräte, die bei Hindustan Aircraft Limited (HAL) in Bangalore entworfen und als wertvolle Einzelexemplare gebaut wurden. Dort bei HAL, wo in Lizenzproduktion sowjetische Flugzeugtypen die Montagehallen verlassen, dort in Bangalore, wo Sharma und Malhotra als Testpiloten gearbeitet haben.
Auf das Experiment „Yoga" ist Oleg Atkow besonders gespannt. Wie wird das Herz, wie werden die Herzen reagieren? Als die Besuchsmannschaft startet, drückt er seine Freude im doppelten Sinne aus: Er hoffe, daß sich bald sechs Herzen an Bord von Salut 7 zusammenfinden: „Schließlich ist der ganze Flug unsere Herzenssache."
Am Abend des 4. April nach gelungener Kopplung stehen die sechs Männer Kopf, legen sich quer, daß jeder alte Yogi daran seine Freude hätte. Sie purzeln durcheinander und umarmen sich. Puls bleibt normal, stellt Dr. Atkow fest und wartet ungeduldig darauf, daß die erste gemeinsame kosmische Nacht bald vorbei ist und er sich mit den Asanas des indischen Kosmonauten beschäftigen kann.

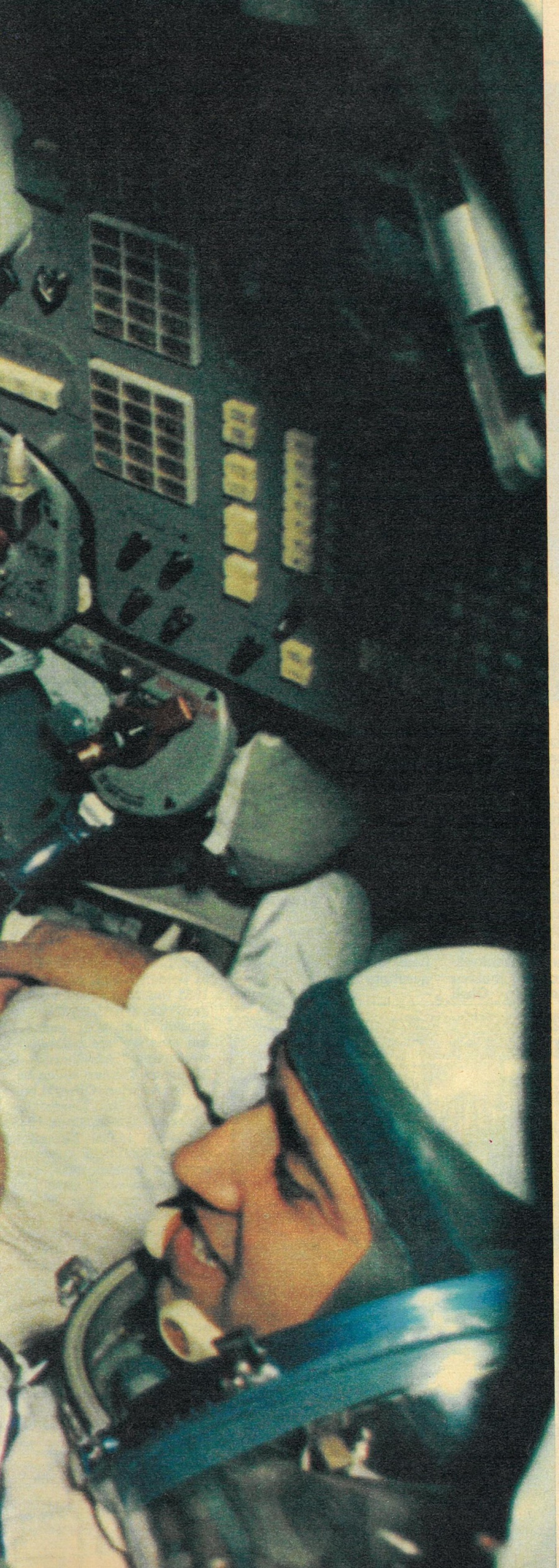
Jupiter-Drei hofft auf die Wirkung uralter Weisheiten:

„Vielleicht überliste ich doch die Schwerelosigkeit."

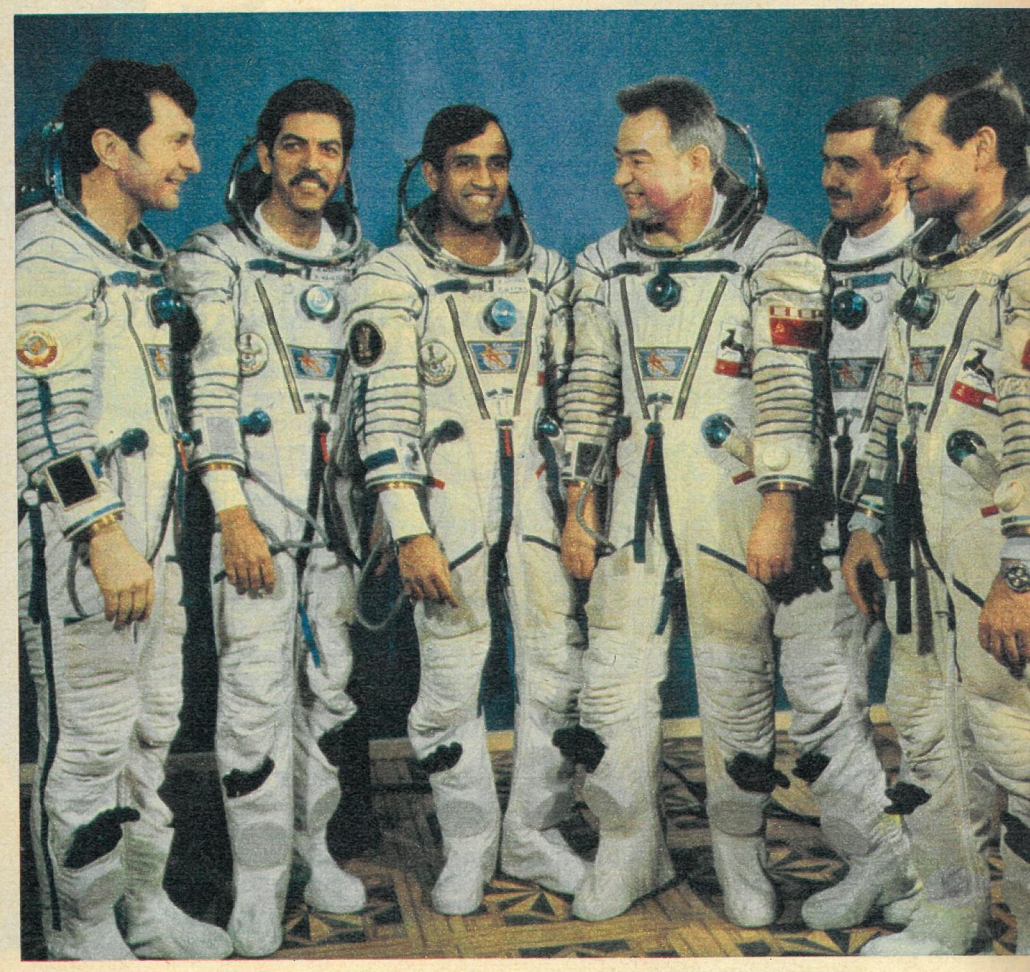
Rakesh Sharma schließt die Augen, streckt die Hände und kreuzt die Beine. In dem hellbraunen, wollenen Bordanzug ist das leichter als im weißen Skaphander. Muskeln werden entspannt und gespannt, möglichst viele von den rund achthundert, allein zwanzig in den Unterarmen. So einen Yogi hat die Welt nun wirklich noch nicht gesehen, als er telelive für Millionen auf den Fernsehgeräten erscheint. Waagerecht liegt er ohne Stütze auf Bauch und Rücken, läuft kopfabwärts an der Decke entlang. Es geschieht endlich das „Wunder", das Yogis, deren Anhänger in die Legionen gehen, angeblich schon vollbracht hätten. Für den indischen Kosmonauten sind es keine Wunder, sondern die Gesetze der Schwerelosigkeit.

Nach alter Yoga-Vorschrift versucht Sharma die Asanas exakt einzuhalten. Gelingt das Experiment, dann sind die Mediziner viele Sorgen mit den Kosmonauten los. Kann Rakesh Sharma viele Muskeln aktivieren? Eignen sich die vorgeschriebenen Posen im Orbit zur Muskelstreckung? Kann er besser den Bewegungsapparat als die beiden anderen Neuankömmlinge an Bord regulieren? Gewinnt er in der Adaptionsphase den Gleichgewichtssinn, der arg gestört ist, schneller wieder? Den Bordarzt interessiert die Biomechanik der Bewegungen, die durch Yoga in Ordnung gebracht werden könnte.

Oleg Atkow untersucht dabei vor allem die Aktivität der Rücken- und Schenkelmuskeln von „Rikki", wie Rakesh mit Kosenamen genannt wird. Elektromyogramme zeichnen dabei die eizelnen Werte auf und liefern dem Bordarzt und der Ärztekommission im Flugleitzentrum objektive Bewertungsunterlagen. Der indische Kosmonaut vertraut auf die Wirkung seiner Asanas, aber sich seiner Sache nicht ganz sicher, meint er vor dem Start: „Vielleicht überliste ich doch die Schwerelosigkeit." Yoga hin, Yoga her. Rakesh Sharma und Ravish Malhotra haben im Sternenstädtchen die Lektionen über kosmische Phänomene, die ihnen begegnen werden, eifrig studiert, ih-



Yoga im Orbit



Das sind die sechs Männer, die auf ihren maßgeschneiderten Skaphandern die Embleme des Raumflugs UdSSR–Indien tragen: Juri Malyschew, Ravish Malhotra, Rakesh Sharma, Georgi Gretschko, Anatoli Beresowoi und Gennadi Strekalow (von links nach rechts).
In das Raumschiff Sojus T 11 kletterte Sharma mit Malyschew und Strekalow (Foto links: von rechts nach links).

ren sowjetischen Besatzungskollegen, dem Langzeit-Raumfahrer Beresowoi (211 Tage im Orbit) und Gretschko (über 120 Tage im All) aufmerksam zugehört, die monatelang mit geeigneten sportlichen Übungen der Schwerelosigkeit getrotzt und schon nach zwei, drei Tagen die Krise überwunden und sich danach erstaunlich wohl gefühlt hatten. Natürlich wurden da beim Kabinentraining auch Privatrezepte preisgegeben. So schliefen die beiden indischen Raumflug-Kandidaten in den letzten Wochen zu Hause in den Ehebetten nur in Schräglage, Klötzer unter den Bettenbeinen stellten eine schiefe Ebene her, so daß sie sich, Beine hoch und Kopf nach unten, an den Blutstau in den oberen Körperpartien gewöhnten, der in der Schwerelosigkeit eintritt.

Sharma stellt jetzt fest: „Ich bin froh, daß mich die sowjetischen Spezialisten so gut auf die Schwerelosigkeit vorbereitet haben und auf die anderen Faktoren kosmischer Flüge.“ Zeit zum Meditieren hat Rakesh Sharma im Orbit allerdings nicht, in Gedanken und Konzentration zu versinken und die Umwelt zu vergessen, wie es die Yoga-Schulen lehren. Ein Experiment, ein wichtigeres, wird viele Arbeitsstunden beanspruchen: das Experiment „Terra“, bei dem mit Hilfe der DDR-Multispektralkamera MKF 6 und der sowjetischen Kartografie-Kamera KATE 140 der südasiatische Subkontinent vom Himalaja bis zu den Küstenregionen nach Bodenschätzen und natürlichen Energiequellen erkundet wird. Zur DDR-Kleinbildkamera Praktika B 200 greift er für Umwelt- und Wetteraufnahmen. Yoga könnte die „Arbeitsproduktivität“ der Raumfahrer bei Flügen von ein bis zwei Wochen bedeutend steigern, denn so paradox es klingen mag: Die Medizin hat zwar wirksame Mittel für monatelange Expeditionen, aber bisher immer noch keine überzeugenden und „rentablen“ bei Kurzzeit-Aufenthalten im Orbit gefunden.

Wenn 189 Flugstunden vorbei sind, werden wir nach dem 11. April erfahren, welche Erfolge das Experiment „Yoga“ brachte. Sofort nach der Landung in der kasachischen Steppe bei Arkalyk werden indische und sowjetische Ärzte sich auf „Rikki“ stürzen, seine Muskeln messen und seine ersten Schritte beobachten. Was wirklich für die Raumfahrtmedizin herauskommt? Sharma und Malhotra haben beide darauf eine Antwort: „Auf alle Fälle gibt es den ersten Weltall-Yogi.“

Fotos: A. Puschkarjow, W. Kusmin/TASS

Ein Mann der ersten Stunde

Am 22. April wäre er 90 geworden: Georg Handke, Arbeitersohn, Kommunist, illegaler Kämpfer gegen den Faschismus, Aktivist der ersten Stunde. Am 17. April 1945, nach elf Jahren Haft unter verschärften Bedingungen, schlägt auch für ihn im Zuchthaus Zwickau endlich die Stunde der Befreiung. Und Georg Handke – Teilnehmer am Gründungsparteitag der KPD, Organisator der ersten zentralen Parteischule in Hanau am Main, Chefredakteur der „Arbeiterzeitung" in Hessen, Mitorganisator des illegalen Kampfes der KPD – zögert keine Stunde. Er geht nicht, wie es sein Zustand erfordert hätte, ins Krankenhaus. Er geht im Auftrag seiner Partei ins Rathaus. Weißhaarig schon, geschwächt, doch ungebrochen, macht er sich mit unglaublicher Energie – gemeinsam mit seinen Genossen – ans Werk, beginnt sofort mit der politischen Arbeit. Wenige Tage nach der Befreiung ist Georg Handke Bürgermeister von Zwikkau, mobilisiert die Einwohner der Stadt zum Kampf gegen die Folgen des Krieges, bewegt sie zur Wiederaufnahme der Arbeit. Beinahe täglich spricht er auf Versammlungen in den Betrieben über die Aktionseinheit der Arbeiterklasse, erläutert ihre Notwendigkeit als Lehre der Geschichte. In der Folgezeit stellt die Partei Georg Handke an andere Kampfabschnitte. Er wird Präsident der Deutschen Zentralverwaltung für Handel und Versorgung, ist Abgeordneter der Volkskammer von ihrer Gründung an, arbeitet als Minister für Außenhandel und Materialversorgung, wird Botschafter unseres Landes in der Volksrepublik Rumänien und trägt dann als Erster Stellvertreter des Ministers für Auswärtige Angelegenheiten Verantwortung. Im März 1958 wird er Präsident der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, der dritte seit Bestehen der Organisation; ein Amt, das er bis zu seinem Tode am 7. September 1962 mit Herz und Leidenschaft ausübte.

Alex Jung

Von der Ostsee an die Ostsee

Seit vier Monaten ist er Rostocker: Alexander Lubas, Vertreter des Ministeriums für Seeflotte der UdSSR in der DDR. Der Dreiundfünfzigjährige löste Kapitän Wenjamin Faktorowitsch ab, der nach fast einem Jahrzehnt Arbeit in Rostock in seine Heimatstadt Leningrad zurückkehrte. Auch Alexander Lubas kam von der Ostsee an die Ostsee. Seit 1971 arbeitete er als Kapitän bei der Litauischen Seereederei Klaipeda. Mit ihren 38 Schiffen ist sie die jüngste der 17 sowjetischen Reedereien. Seine seemännische Laufbahn hatte er zu Beginn der fünfziger Jahre im Fernen Osten begonnen. Bevor er nach Rostock kam, war er mehrere Jahre lang Vizepräsident der Klaipedaer Reederei. Spätestens seit dieser Zeit hatte er enge Kontakte zu Rostocks Flotte und ihrem Hafen. Mit dem Namen von Alexander Lubas verbindet sich die erfolgreiche Entwicklung des Metalltransportes Klaipeda–Rostock, einem der wichtigsten Pfeiler der seit zehn Jahren bestehenden „Brücke der Freundschaft". Kapitän Lubas: „1983 war das Jahr mit dem bisher höchsten seewärtigen Warenaustausch zwischen unseren Ländern. 7,6 Millionen Tonnen Güter wurden auf dem Seeweg befördert." Daß auch Klaipeda und Rostock dabei eine gewichtige Rolle spielten, zeigt die Tatsache, daß die Bearbeitungszeiten beim Laden und Löschen von Metallen in beiden Häfen gegenüber 1982 um 25 Prozent verringert werden konnten. In diesem Jahr aber geht es um eine weitere Leistungssteigerung. Annähernd 8 Millionen Tonnen sollen befördert werden. Obwohl beispielsweise im Containerverkehr Riga–Rostock 1983 mit über 14 000 Einheiten ein beträchtlicher Zuwachs erreicht worden war, entspricht das noch nicht den Erfordernissen der Volkswirtschaften unserer Länder. „Deshalb", so Kapitän Lubas, „gibt es in diesem Jahr gerade auf diesem Gebiet viel zu tun. Wir haben bereits einen Schiffsumlauf von 10 Tagen in der Containerfahrt Riga–Rostock erreicht." Freundlich lächelnd und bestimmt sagt er das und fügt hinzu: „Arbeit haben wir genug, und Reserven gibt es auch."

Ingbert Schreiber

Die Blume von Gasli

Es war das dritte Mal in wenigen Jahren, daß das usbekische Gasli von einem Erdbeben erschüttert wurde. Und es ist noch nicht allzu lange her, daß sich die Stadt von der letzten Katastrophe, die sie 1976 fast völlig zerstörte, erholt hatte. Die Einwohner glaubten nicht, daß noch einmal ein solches Beben von der Stärke acht das Gebiet treffen würde. Neue Häuser waren nach Projekten errichtet worden, die Erdstöße bis zur Stärke neun aushalten sollten. Und nun, genau zu Frühlingsanfang, am 20. März um 1.29 Uhr Ortszeit, ließ unterirdische Gewalt die Stadt erneut schwanken, Masten und Häuser stürzten ein, sogar einige der modernen Betonbauten hielten den Urkräften nicht stand. Die Meßinstrumente registrierten Werte von mehr als neun im Epizentrum. Die Verdichteranlagen der Gasleitungen fielen aus, wurden jedoch, wie auch die Rohrleitungen selbst, nicht zerstört. Im altehrwürdigen Buchara erreichten die Erdstöße noch die Stärke sieben. Hier waren vor allem ältere Wohnhäuser betroffen, während die modernen Gebäude nur geringfügig beschädigt wurden. Das größte Hotel der Stadt wies nicht einmal Risse auf. Aber auch die Baukunst der alten Meister bewährte sich. Die berühmten Moscheen, Minarette und Priesterschulen hielten sich beachtlich. Nur zum Teil müssen sie repariert werden, und einige Mosaike an den Wänden bedürfen der Restaurierung. Aber auch in diesem Jahr werden die Störche ihre Jungen wieder auf die blauen Kuppeln der bekannten Kaljan-Moschee führen können. In Gasli beherrschten in den ersten Tagen noch Schlafstellen unter freiem Himmel das Bild (unser Foto). Inzwischen sind es Zelte aus Taschkent und Jurten aus Kasachstan. Das ganze Land war sofort bereit zu helfen. Das Gasli der Zukunft wird vorwiegend eine Arbeitsstadt sein mit Fertighäusern aus Holz. Das eigentliche Wohngebiet der Arbeiter der großen Gasförderstellen soll am Rande der etwa achtzig Kilometer entfernten Stadt Buchara entstehen, in direkter Nachbarschaft mit den jahrhundertealten architektonischen Denkmälern. Und auch das melden die Zeitungen: In Gasli wurde in der Nacht dieser Naturkatastrophe ein Mensch geboren. Am Morgen gratulierten viele der glücklichen Mutter Assemgul Ismambetowa mit Blumen. Die jüngste Einwohnerin der Stadt, Amangul, ist das fünfte Kind der Familie. Ihr Geburtsort war ein Wohnwagen. Sie kam mit 3700 Gramm Gewicht gesund zur Welt. Sehr zur Freude ihres Vaters, eines Kraftfahrers. Amangul heißt übrigens auf deutsch: gerettete Blume.

Jewgeni Subbotin

Redaktion: Horst Goldschmidt; Fotos: H. Fiebig, ZB – Grubitzsch, TASS – A. Mirsadshanow, A. Bataschew, Interpress

Kasatschok an der Pleiße

Vor 35 Jahren – im Januar '49 – trafen sich in Leipzig 30 Mädchen und Jungen mit ihrem Russischlehrer Horst Pieroh. Angeregt durch ein Konzert, das das Alexandrow-Ensemble im Sommer '48 in der Messehalle der Stadt gegeben hatte, entstand bei ihnen der Wunsch, selbst russische Lieder zu erlernen. Mit viel Freude und Enthusiasmus waren der Pädagoge und seine Schützlinge bei der Sache. Schließlich wollten sie einen richtigen Chor auf die Beine stellen. Die erste Probe wurde zugleich zur Geburtsstunde des Ensembles „Deutsch-Sowjetische Freundschaft", das seit 1952 sein Domizil im Leipziger Haus der DSF am Dittrichring hat. Anliegen von Horst Pieroh war es, den Schülern zusätzliche Möglichkeiten zum Erlernen der russischen Sprache zu geben sowie Interessierten die Sowjetunion mit Hilfe der Folklore näherzubringen. Mit einem Kinderchor fing es an, heute gehören 16 Gruppen mit rund 500 Mitgliedern zum Ensemble (Unser Foto: Die Kindertanzgruppe). Es wurde mit zahlreichen hohen Auszeichnungen geehrt. Zur Bilanz erfolgreicher 35 Jahre gehören rund 8500 Auftritte und Konzerte vor mehr als 4,4 Millionen Zuschauern, 15 Funk-, Fernseh-, Filmmusik- und Schallplattenproduktionen sowie Reisen in die Sowjetunion, die ČSSR, nach Bulgarien und Kuba. Eine enge Zusammenarbeit besteht seit langem mit dem Kulturpalast in Kiew. So waren Anfang März Ballett- und Konzertmeister des Partnerensembles zu Gast in der Messestadt und halfen bei der Einstudierung von Werken ihrer Heimat. Als nächsten Höhepunkt bereiten die Leipziger „Cocktails der Freundschaft" für die Arbeiterfestspiele vor.

Anke Fleischer

Cellist am harten Volant

Die Sowjetunion genießt im internationalen Rallyesport hohes Ansehen. Spitzenreiter der außergewöhnlich konkurrenzfähigen Mannschaft des Außenhandelsunternehmens „Autoexport" ist der 37jährige Stassis Brundsa aus Vilnius – ein Sieger der „Tour Europe". Mit fünf Jahren saß er bereits am Steuer des „Moskwitsch" vom Vater, mit neun konnte er schon fahren, mit sechzehn besaß er die Fahrerlaubnis, zwei Jahre früher als üblich. Die Eltern hätten es allzugern gesehen, wenn er Musiker geworden wäre. Sie schickten den sechsjährigen Stassis aufs Konservatorium, in die Klasse für Violoncello. Bei einer Prüfung in der neunten Klasse spielte der begabte Junge Haydns Cellokonzert, doch so sehr er die Musik liebte: „Ich hatte keine Zeit mehr für sie, brauchte jede Minute für das Auto. Vielleicht werde ich im Alter wieder zu meinem Cello zurückfinden – so wie mein Vater zur Geige, die er in seiner Jugendzeit gespielt hat. Musik ist im Leben meiner Familie sehr wichtig. Meine Frau Viktorija, sie ist Physik-Ingenieur, spielt Klavier, und wir beide hoffen, daß auch unsere Kinder Thomas und Josas in unsere Fußtapfen treten. Musik ist etwas, was das Gute in sich birgt. Wer sich mit ihr beschäftigt, tut viel für sich selbst." Der derzeitige stellvertretende Chefkonstrukteur Stassis Brundsa ist ein Vollblut-Rallyefahrer – und ein erfolgreicher dazu. Im „Shiguli" hat er schon große Rennen gefahren: Akropolis-Rallye, die „1000 Seen" in Finnland, den „Goldenen Sand" in Bulgarien, die Tatra-Rallye, die Königspokale von Spanien und England... Wie erstklassig er fährt, dafür bürgen drei seiner Copiloten. Anatoli Brum: „Stassis ist unwahrscheinlich ausdauernd. Er könnte einen Wagen drei Tage lang mit hoher Geschwindigkeit steuern." Arvidas Girdauskas: „Er hat ein großartiges Gedächtnis." Vilius Rozukas: „Sein Gehör ist phänomenal. Der Vergaser wird gewöhnlich

an der Schalttafel überprüft. Brundsa aber hört das. Manchmal scheint es, als reichten seine Nervenenden bis tief in das Wageninnere, und er empfindet die Wagenmaße als seine eigenen. Er fühlt, ob im Auto alles richtig arbeitet oder nicht. Er ist wie ein Computer..."

Alexej Bataschew

Die Fünflinge aus Gdańsk

Adam, Piotr, Roman, Agnieszka und Ewa werden im Mai 13 Jahre alt. Vormittags, wenn die berühmten Fünflinge aus der polnischen Werft- und Hafenstadt die sechste Klasse der Grundschule in der Smoluchowski-Straße besuchen, herrscht im Haus in der Debowa-Straße endlich einmal Ruhe, und ihre Mutter kann ungestört das Mittagessen kochen. Doch wenn sie kurz nach zwei Uhr wieder heimkommen, ist es aus damit. Die Fünflinge sind körperlich zwar sehr zart (ihr Geburtsgewicht lag unter der Norm), bringen jedoch genug Temperament und Phantasie auf, um das Haus mit Leben zu erfüllen. Während Ewa, die ruhigste von den fünf, Klavier spielt (ein Geschenk der Klavierfabrik in Legnica), machen die anderen ihre Hausaufgaben oder geben sich ihren Hobbys hin. Adam bastelt gern. Er interessiert sich für Technik und Mechanik. Gemeinsam mit Romek bessert er im Keller alte Roller und Fahrräder aus und liest bereits Fachbücher. Alle Geschwister sind ehrgeizig und wollen das, was immer sie auch anpacken, gut machen. Jetzt sind die Mädchen und Jungen ganz vernarrt in Tiere. Sie haben eine Katze und seit einiger Zeit auch einen jungen Hund. Außerdem träumen sie von einem Aquarium, das sie aber erst später bekommen sollen. Seitdem das Oberkommando der Polnischen Luftstreitkräfte Feldwebel Bronisław Rychert, dem Vater der Fünflinge, einen Wagen geschenkt hat, interessieren sich die Jungen mächtig für Autos, insbesondere Adam, der auch Soldat werden will, wenn er einmal groß ist. Adams Temperament hat seine Schattenseiten: seine Kleidung und Schuhe sind schnell verschlissen, während sein Bruder Piotr gerade darauf sehr hält. „Zum Glück mangelt es uns

nicht an Schuhen", sagt Frau Rychert, „denn die Schuhfabrik in Łuków versorgt unsere Fünflinge zweimal im Jahr, so daß uns das kein Kopfzerbrechen bereitet." Die Fünf sind gesund und verbringen jedes Jahr sechs Wochen im Kindersanatorium in Rabka, wo vor allem das milde Gebirgsklima für ihr Wohlbefinden sorgt. Sie werden seit ihrer Geburt von Professor Dr. Maria Kamińska von der Medizinischen Akademie in Gdańsk ärztlich betreut. „Ich werde mich so lange um sie kümmern", hat sie der Mutter versprochen, „bis sie alle verheiratet sind." Sie sorgt sich um sie wie um ihre eigenen Kinder. *Alojzy Meclewski*

● Am Rande

Die Bauern im Kolchos „Leninskaja Iskra", Tschuwaschische ASSR, haben einen Neuen in ihr Kollektiv aufgenommen – einen diplomierten Tanzlehrer. Ihre Kinder sollen von nun an unter seiner Anleitung nationale und moderne Tänze erlernen. Es gibt hier bereits eine Mal- und Musikschule, und ein Kinder-Volksinstrumentenorchester ist geplant.

● Splitter

Über 30 000 japanische Studenten erlernen in fast 140 Hochschulen des Landes die russische Sprache.

900 finnische Jugendliche kamen zu einem Festival der Freundschaft nach Moskau.

Umziehen wird der Budapester Zoo und auf einer Fläche von 50 bis 60 Hektar im nördlichen Teil der Donaustadt neu entstehen.

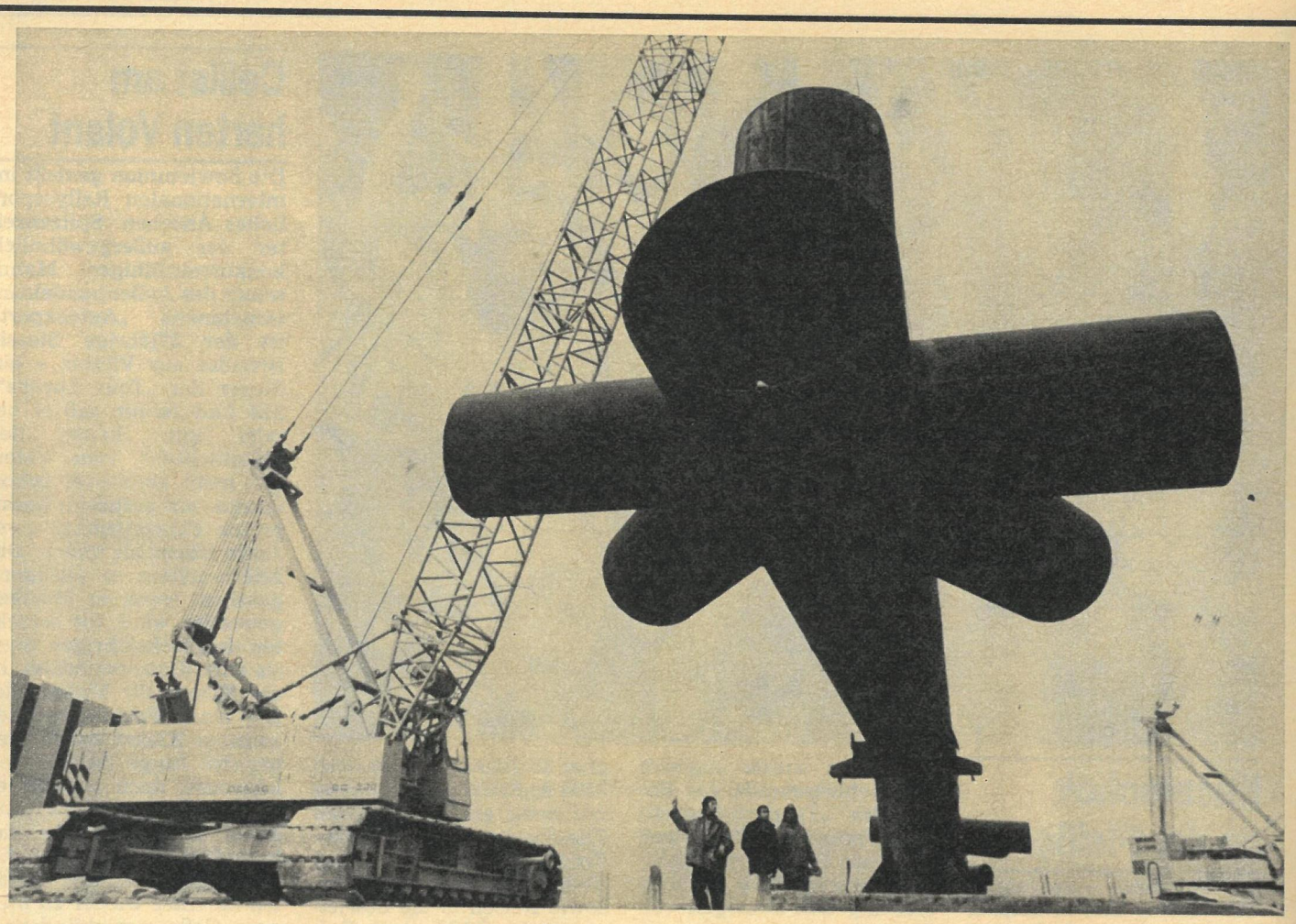
Gegenwärtig arbeiten rund 4000 sowjetische Professoren und Lehrer in Entwicklungsländern.

Fachleute der Hochschule für Chemietechnologie in Burgas haben ein Verfahren zur Konzentration von Meerwasser entwickelt, das die Gewinnung von Kalzium und Magnesium erleichtert.

● Wörtlich

Ich wende mich an meine Berufskollegen, Filmschaffende, Künstler in den USA, England, Italien, der BRD – in verschiedenen Ländern. Ich weiß, daß viele von ihnen den Krieg hassen. Deshalb soll auch ihr Wort zum Friedensschutz mit voller Stimme klingen! Der Wahnsinn kann noch aufgehalten werden. Ich bin ehemaliger Soldat. Als ich mich der vergangenen wie auch der späteren Geschichte unseres Landes zuwandte, fühlte ich mich wieder als Soldat, der verpflichtet ist, den neuen Generationen die Wahrheit über den Krieg und über die Unschätzbarkeit des Friedens zu erzählen.

Sergej Bondartschuk



Inselfundament

Runde fünf Tonnen wiegt dieses Fundamentteil, eines der ersten, das den neu entstandenen Betrieb für Erdöl-Stahlinseln in Baku verläßt. Wenn er seine volle Produktionskapazität erreicht hat, werden hier jährlich Konstruktionen mit einem Gesamtgewicht von 60 000 Tonnen gefertigt und zu Plattformen montiert. Bestimmungsort ist das Kaspische Meer.

Kostümausgabe

Interessante Motive zeigt eine Sonderausgabe von Briefmarken, die, komplettiert durch drei Ersttagsbriefe, in der ČSSR herausgekommen ist: Historische Kostüme nach alten Stichen, gestaltet von Akademiemaler Bedřich Housa.

Nachwuchszeit

Wie dieses Kormoran-Trio geben sich im Vogelschutzgebiet „Słonsk" an der polnischen Warta-Mündung auf einer Fläche von 4000 Hektar jährlich zahlreiche Vogelarten ein Stelldichein. In milden Wintern kann man mit rund 60 000 Enten, Gänsen, Bleßhühnern und Schwänen rechnen. Zur Brutzeit – von April bis Juni – erweist sich dieses Gebiet auch als ideal für den Nachwuchs. Dann zeichnet sich die Vogelwelt durch eine ungeheure Anzahl einiger für dieses Gebiet typischer Arten aus. Beachtenswert sind die hier in jedem November stattfindenden „Versammlungen" von rund 36 000 Gänsen. Wissenschaftler der Forschungsstation des Jägerverbandes in Czempin kontrollieren das Gebiet.

Wegzehrung

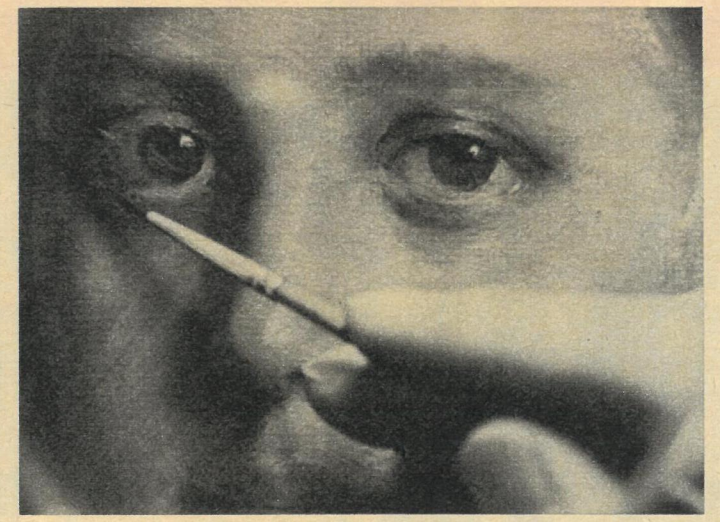
Drei Würstchen auf einen Streich und heißen Tee dazu reicht diese sportbegeisterte Helferin den herbeieilenden Skilangläufern an der Verpflegungsstelle beim Massenlauf in der estnischen Stadt Tartu. Der traditionelle Skimarathon über 60 Kilometer fand in diesem Jahr eine Rekordbeteiligung von mehr als 12 000 Sportlern, die nicht nur aus der Umgebung, sondern sogar aus Moskau, Murmansk und dem sibirischen Bratsk anreisten.

Doktorspiele

Nicht von ungefähr ist in den Kindergärten unseres tschechoslowakischen Nachbarn das Spiel mit der kranken Puppe populär. Die Organisation des Roten Kreuzes, die 1984 ihren 65. Jahrestag begeht, sorgt sich auch um die Gesundheitserziehung der Kleinen. Daneben aktiviert ein Bildungsausschuß Schüler und Jugendliche. So hatten die Wettbewerbe „Junge Gesundheitspatrouillen" mehr als 113 000 Teilnehmer.

Kunstkosmetik

Letzte Striche am „Porträt der Wizinskaja" von Rosenthal, und ein weiteres Kunstwerk ist von lettischen Restauratoren gerettet worden. In jedem Jahr sind es 45 bis 50 Meisterwerke, die sie in Zusammenarbeit mit Chemikern, Physikern, Biologen und Kunsthistorikern wiedererstehen lassen. Arbeitsstätte ist das lettische Künstlermuseum, das seine bedeutendsten Objekte auf einer Restauratoren-Ausstellung in Moskau zeigen wird.



Keramikschau

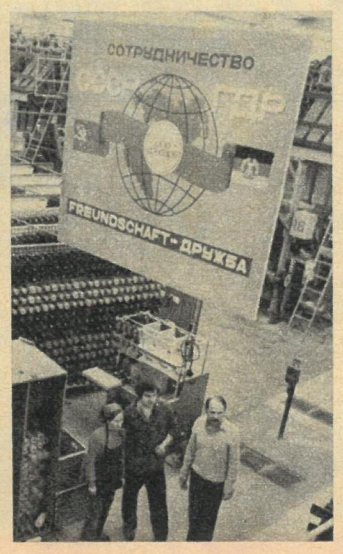
Handbemalte Vasen und Leuchter, bezaubernde Figuren und formschönes Geschirr gehören zu den Erzeugnissen der Keramikgenossenschaft in Dong Thanh, nordöstlich von Hanoi. 1984 sollen sieben Millionen dieser Schmuckstücke ausgeliefert werden.

Serdicazierde

Wer Sofia besucht, geht bestimmt auch hier vorbei – an der Rotunde „Sweti Georgi" (Heiliger Georg), einst Zierde des römischen Serdica, aus dem das Sofia wurde. Sie ist das älteste Baudenkmal der Hauptstadt. Es steht auf dem Hof des Hotels „Balkan" inmitten eines Ensembles von Mauerresten verschiedener Epochen. Im 4. Jahrhundert als Bad erbaut, wurde es nach dem 6. Jahrhundert eine Kirche, später diente es als Moschee.

Liedtradition

Abendliches Beisammensein nach ihrem Konzert. Vor zehn Jahren fanden sich in der moldauischen Stadt Belzy Teilnehmerinnen des Großen Vaterländischen Krieges zu einem Chor zusammen. Auf seinem Repertoire stehen die Lieder dieser Jahre, gesungen von Frauen, die ihre Heimat als Funker in der vordersten Linie, als Kämpfer in den Luftlandetruppen oder als Krankenschwester verteidigten. In Gesprächen berichten sie darüber.



Erfolgsrezept

Die Zusammenarbeit zwischen dem Teppichkombinat „Floare" in der Moldauischen SSR und unseren VEB „Textima" und „Deko" trägt Früchte. Ergebnis der Spezialistenhilfe aus der DDR bei der Montage von Anlagen und der Ausbildung sowjetischer Teppichweber ist die Produktion hochwertiger Fußbodenbeläge. Im vergangenen Jahr stellte „Floare" 442 000 Quadratmeter der flauschigen Ware her. Bis 1986 ist eine Steigerung auf 900 000 Quadratmeter geplant.

● Gewöhnlicher Kapitalismus

Nach Angaben des Allgemeinen Studentenausschusses der Universität Bremen sind gegenwärtig rund 400 der 850 ausländischen Kommilitonen nach dem Auslaufen von Förderungsprogrammen für ärmere Studenten aus unterentwickelten Ländern unverschuldet in Not geraten. Gegen 26 von ihnen laufen Zwangsräumungsverfahren, weil sie die Mieten von monatlich 200 Mark nicht mehr aufbringen können. Ihr Weg führt ins Obdachlosenasyl, verbunden mit dem Studienabbruch.

● Gelesen

Von den 88 587 der Ludwigsburger Zentralstelle bekannten Naziverbrechern wurden nur 6465 verurteilt. 1767 Angeklagte laufen noch frei herum. 80 355 wurden freigesprochen. (Zahlen laut „Süddeutsche Zeitung", BRD, vom 1. 3. 1984)

● Kurz berichtet

„Mrija" heißt eine neue Flachssorte, die im Forschungszentrum für die Landwirtschaft der Nichtschwarzerdezone in der Ukrainischen SSR entwickelt wurde. Sie ermöglicht eine Steigerung der Hektarerträge um rund 1,2 Dezitonnen, reift schnell und fördert die Krankheitsresistenz.

Häuser auf Bestellung errichtet die kirgisische Firma „Jushremstroibyt" für die Landbewohner. Der Auftraggeber kann unter verschiedenen Typen wählen; Materialbeschaffung und Bau erledigt der Betrieb.

Mediziner im Heilbad des Kohlenreviers von Tatabánya, nördlich der ungarischen Hauptstadt, haben versuchsweise mit einer Laser-Akkupunktur begonnen. Statt wie üblich, lange feine Nadeln zu verwenden, werden die Patienten, zumeist an Migräne Leidende und Körperbehinderte, mit Laserstrahlen behandelt.

Den 100. Jahrestag der Ankunft des Orientexpresses, des romantischsten aller europäischen Züge, begingen die Bukarester auf dem Bahnhof Banesa. Der Jubiläumszug trug den Namen „Nostalgie-Orientexpreß".

64 Automobile und 70 Motoren kann man im Museum der nordmährischen Tatra-Werke in Koprivniče betrachten. Prunkstück ist die Kopie des ersten, vor 87 Jahren hier hergestellten Motorwagens „Präsident".

Redaktion: Ina Stritzke; Fotos: TASS/ U. Paze, M. Potyrnike, J. Wendelin, D. Litwin, A. Lykow, ZB/ČTU, BTA, Interpress, VNA; Vignette: D. Schüler.

FREIE WELT

Suchaktion

ICH WAR

Drei historische Momente: Die Kamera hält irgendwo im kriegszerstörten Berlin einen der Sieger über den deutschen Faschismus im Bild fest, einen blonden Rotarmisten ohne Siegerpose, mit zwei kleinen Mädchen, die das Inferno überlebten. Der Fotograf hat das Datum notiert, an dem diese Momentaufnahme entstand: 8. Juni 1945. Genau vier Wochen nach dem ersten Tag im Frieden.

Das zweite Foto entstand im Juni 1946 während der Tage des 1. Parlaments der Freien Deutschen Jugend in Brandenburg. Auf einst umkämpften Straßen zieht ein optimistisch stimmender Zug junger Leute dahin. Sonne in den Gesichtern und an alter Hauswand ein neues Wort: Lernen, lernen und nochmals lernen.

Drei Jahre später sind die Objektive der Kameras auf einen Mann gerichtet, der eben erst zum Präsidenten unserer jungen Republik gewählt worden war: Wilhelm Pieck. Im ehemaligen Jagdschloß der Hohenzollern, in Berlin-Niederschönhausen, schreitet er in den Abendstunden des 12. Oktober 1949 die Front einer Ehrenkompanie ab, um anschließend die Vereidigung der Regierung Grotewohl vorzunehmen.

Drei historische Momente!

DABEI

Drei Fotos von tiefer Symbolkraft, Bilddokumente, die hier und auf den folgenden Seiten an Etappen unseres fünfunddreißigjährigen Weges erinnern. Eines Weges, der untrennbar verbunden ist mit der Freundschaft zu den Völkern im Sowjetland. Fotos, die belegen, daß der erste sozialistische deutsche Staat das Werk von Millionen ist. Bilddokumente, die verdeutlichen, daß unser Staat dem Wohle und dem Glück des Volkes dient. Bilder, die Stolz wecken auf gemeinsam Errungenes. FREIE WELT ruft im Jubiläumsjahr der Republik zu einer Suchaktion unter dem Motto auf ICH WAR DABEI.

Wer erkennt sich auf unseren Fotos wieder? Wer hat teilgenommen an den dargestellten historischen Ereignissen? Wer erkennt Freunde, Verwandte oder Bekannte? Erzählen Sie uns bitte, angeregt durch unsere Bilder, Ihre Erlebnisse. Schreiben Sie mit an unserer DDR-Chronik! Es sollen aus sehr persönlicher Sicht Geschichten vom Werden und Wachsen unserer Republik entstehen. Machen Sie uns bitte Angaben zur Person und Sache.

Schreiben Sie unter dem Kennwort:
ICH WAR DABEI.

SUCHAKTION FREIE WELT ICH WAR DABEI

FREIE WELT ruft im Jubiläumsjahr der Republik zu einer Suchaktion unter dem Motto auf ICH WAR DABEI.
Wer erkennt sich auf unseren Fotos wieder? Wer hat teilgenommen an den dargestellten Ereignissen? Wer erkennt Freunde, Verwandte oder Bekannte? Machen Sie uns bitte Angaben zur Person und Sache. Schreiben Sie unter dem Kennwort: ICH WAR DABEI.

1951 BEI FÜRSTENBERG

Blumen für Ministerpräsident Otto Grotewohl Minuten vor der Inbetriebnahme des ersten Hochofens im Eisenhüttenkombinat Ost, der in der Rekordzeit von nur 9 Monaten gebaut wurde. Aus sowjetischem Erz und polnischer Steinkohle entstand dringend benötigtes Roheisen. Damit war der erste Schritt zur Realisierung des wichtigsten und umfangreichsten Vorhabens im ersten Fünfjahrplan getan. Das Eisenhüttenkombinat Ost wurde zur metallurgischen Basis unserer Volkswirtschaft, zur Wiege der Großindustrie unserer Republik und hat bis auf den heutigen Tag nichts von seiner Bedeutung verloren. Es liefert mehr als drei Viertel des Aufkommens an Roheisen.

1957 IN ROSTOCK

Steine für den Bau der Mole des neuen Überseehafens. So wie diese Jungen sammelte die ganze Republik in unentgeltlichen Arbeitseinsätzen auf Feldern und in Gärten 64000 Tonnen Steine. Damals, als sie herangeschafft wurden, waren die Rostock anlaufenden Schiffe vergleichsweise noch „bannig lütt".

Heute passieren hier schon „Pötte" bis zu 65000 Tonnen. Rostock wurde zu einem der umschlagstärksten Ostseehäfen. Nicht zuletzt dank der „Brücke der Freundschaft", dem Seeweg zwischen der DDR und der Sowjetunion. Seit dem 1. Mai 1960 wurden im Überseehafen eine Viertelmilliarde Tonnen Güter umgeschlagen, legten über 55000 Schiffe aus 56 Ländern an.

1949 IN FREIBERG

Eine Gruppe Absolventen der Arbeiter-und-Bauern-Fakultät an der Bergakademie stellt sich zum Erinnerungsfoto. Die bereits seit dem Frühjahr '46 bestehenden Vorstudienanstalten wurden am Vorabend der Gründung unserer Republik in Fakultäten für Arbeiter- und Bauernkinder umgewandelt. Damit war ihnen der Weg geebnet zur Wissenschaft, zur Leitung der Volkswirtschaft und des Staates. Das Bildungsprivileg der einst besitzenden Klassen war für immer gebrochen. Die ABF „Wilhelm Pieck" in Freiberg bildet nicht nur DDR-Nachwuchs aus, sondern auch Jugendliche aus jungen Nationalstaaten.

1952 BEI WERNIGERODE

Die ersten Mähdrescher, geliefert aus der Sowjetunion, werden auf einem Feld des Volkseigenen Gutes Derenburg erprobt. Mit diesen Erntekombines wurde ein neuer Schritt bei der Technisierung der Landarbeit vollzogen. Hatten sich bis Ende 1952 bereits 37000 Bauern zu den ersten Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften zusammengeschlossen, so war im sozialistischen Frühling 1960 der Schritt vom Ich zum Wir – Losung jener Tage – in allen Dörfern unserer Republik vollzogen. Nun endlich konnte hochproduktive Technik auf großen Schlägen wirksam eingesetzt werden.

1954 IN MÜHLHAUSEN

Luise Ermisch (links) besucht im VEB Bekleidungswerk den Kindergarten, eine der ersten sozialen Errungenschaften dieses Betriebes, dessen Leitung sie drei Jahre zuvor übernommen hatte. Ihr Name wird heute in einem Atemzug mit solchen Aktivisten der ersten Stunde wie Adolf Hennecke und Frieda Hockauf genannt. Als Näherin in Halle hatte Luise Ermisch nach sowjetischem Vorbild am 1. Juli '49 die erste Qualitätsbrigade gegründet, Geburtsstunde für das Gütezeichen „Q".

1953 IN MOSKAU

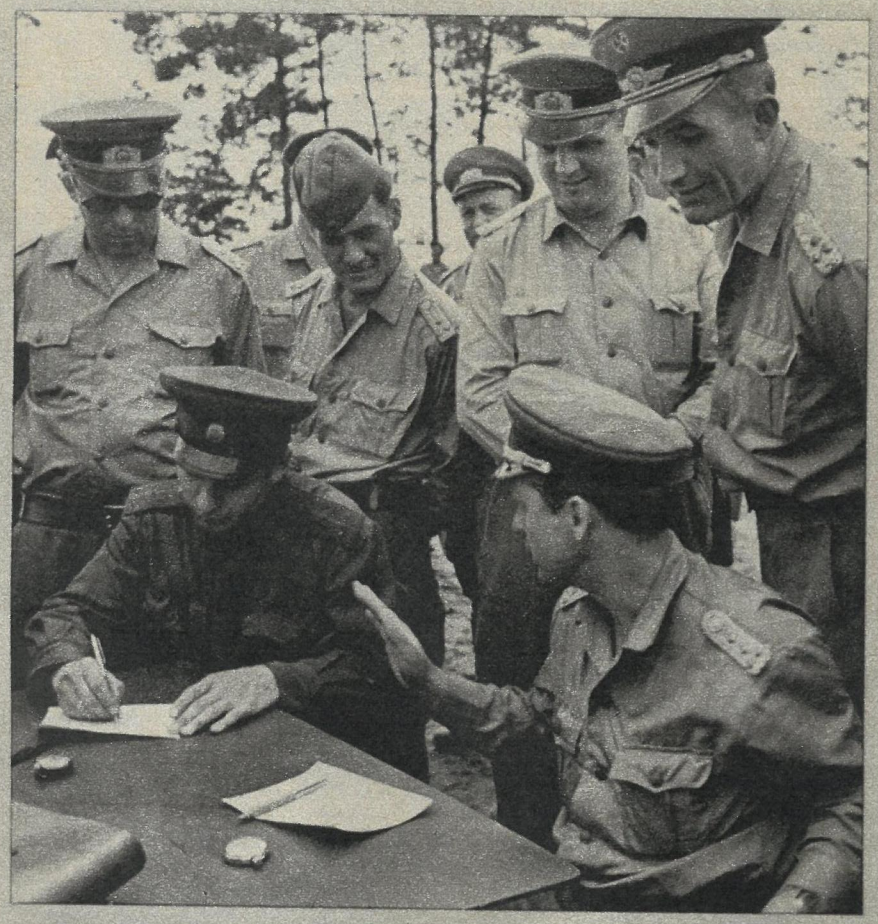
DDR-Studenten im Tolstoi-Museum. Im Herbst 1951 hatten die ersten 172 an Universitäten in Moskau und Leningrad ihr Studium aufgenommen. Inzwischen erwarben Studenten und Aspiranten der DDR mehr als 20000 Diplome und andere akademische Abschlüsse, mehr als 600 Dozenten belegten Fortbildungskurse in der UdSSR. Gegenwärtig studieren an über 120 sowjetischen Bildungseinrichtungen über 3600 Studenten und Nachwuchswissenschaftler unserer Republik.

FREIE WELT ruft im Jubiläumsjahr der Republik zu einer Suchaktion unter dem Motto auf ICH WAR DABEI.
Wer erkennt sich auf unseren Fotos wieder? Wer hat teilgenommen an den dargestellten Ereignissen? Wer erkennt Freunde, Verwandte oder Bekannte? Machen Sie uns bitte Angaben zur Person und Sache. Schreiben Sie unter dem Kennwort: ICH WAR DABEI.
Alle veröffentlichten Beiträge werden nach den geltenden Bestimmungen honoriert. Die besten und interessantesten Einsendungen werden mit Sonderpreisen bedacht.

SUCHAKTION
FREIE WELT
ICH WAR DABEI

1959 IN MOSKAU

400 Touristen aus unserer Republik treffen mit einem Freundschaftszug auf dem Belorussischen Bahnhof ein. 1955 waren die ersten touristischen Beziehungen mit der UdSSR aufgenommen worden. In jenem Jahr reisten 1731 DDR-Bürger ins Leninland, in diesem Jahr werden 270 000 Bürger die Sowjetunion besuchen. Der dreimillionste Tourist, der Elektriker Walter Dittmann aus dem Schwermaschinenbaukombinat „Ernst Thälmann" Magdeburg, kam bereits am 6. März ins Freundesland. Noch in diesem Jahr werden mit Partnerstädte-Zügen Dresdner nach Leningrad fahren, Suhler nach Kaluga, Rostocker nach Riga, Magdeburger nach Donezk.



1969 BEI MAGDEBURG

Ein deutsch-sowjetisches Schiedsrichterkollektiv berät. Neue „Traumzeiten" werden notiert – erzielt im militärischen Wettstreit von Angehörigen der Sowjetarmee mit Genossen der NVA, erzielt unter realen Gefechtsbedingungen, denn bei ihrem Dienst auf vorderstem Kampfposten heißt die Devise: Zu jeder Zeit – gefechtsbereit. Waffenbrüderschaft mit den Freunden in Uniform vom „Regiment nebenan" gehört in unserer NVA zu den besten Traditionen, die nicht nur bei gemeinsamen Manövern, sondern auch im Soldatenalltag lebendig sind. Junge Sozialisten unseres Landes im Waffenrock und ihre Altersgefährten aus dem Sowjetland machen deutlich, was Erfahrung lehrt: Klassenbrüder – Waffenbrüder – gemeinsam unbesiegbar!

1973 IN BERLIN

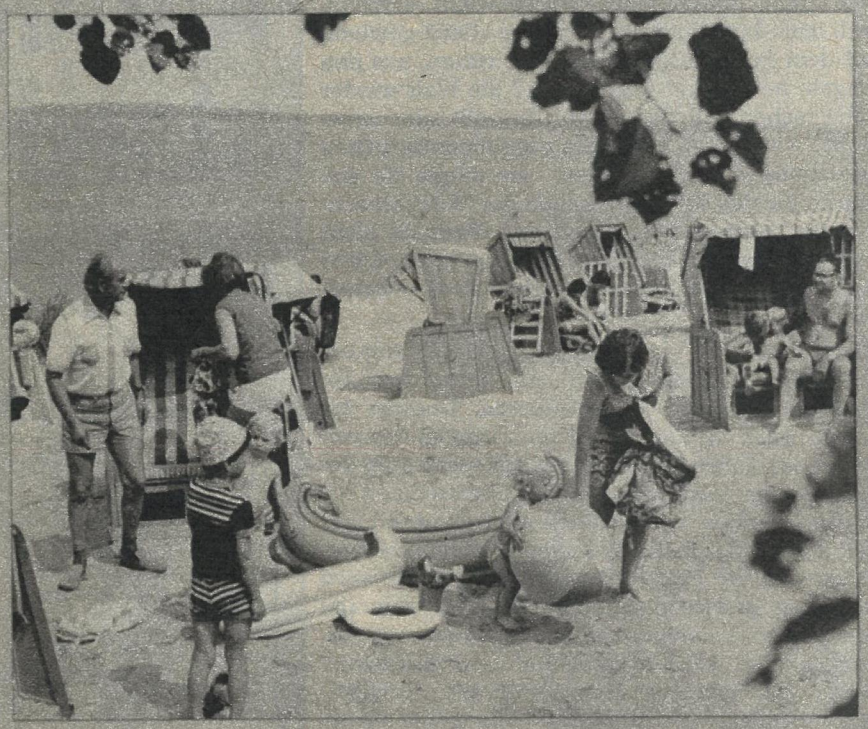
Brautpaare aus allen Bezirken unserer Republik im Herzen der Hauptstadt, am Alexanderplatz. Vor aller Welt gaben sie sich das Ja-Wort. Und alle Welt gratulierte, denn ihr Hochzeitstag war einer jener neun turbulenten Tage während der X. Weltfestspiele der Jugend und Studenten. Vereint mit der Jugend unseres Landes trafen sich über 25000 Abgesandte von Jugendorganisationen aller Kontinente auf über anderthalbtausend Festen, Meetings, Demonstrationen wie auch bei Sport und Tanz. Frieden, Freundschaft, antiimperialistische Solidarität – das war der bestimmende, alle vereinende Gedanke dieses Welttreffens der jungen Generation, an dem – so wurde geschätzt – mehr als fünf Millionen Menschen teilnahmen.

1975 BEI SWETLOWODSK

Junge Arbeiter aus unserer Republik verschweißen in der Nähe dieser kleinen ukrainischen Stadt die ersten Kilometer Rohr für die Exporterdgasleitung SOJUS. Gemeinsam mit Bauleuten aus der Sowjetunion, der ČSSR, Bulgarien, Polen und Ungarn verlegten sie in drei Jahren die über 3000 Kilometer lange Rohrleitung von Orenburg bis an die Westgrenze der UdSSR. Das war bis zum damaligen Zeitpunkt das größte Gemeinschaftsvorhaben der Länder des RGW. Zehntausend Spezialisten aus der DDR hatten an diesem Zentralen Jugendobjekt den 268 Kilometer langen Abschnitt Krementschug–Bar übernommen und diese komplizierte Aufgabe neun Monate vorfristig geschafft.

1978 BEI SENFTENBERG

Aus einem stillgelegten Braunkohlentagebau entstand dieses Erholungsparadies, der inzwischen republikweit bekannte Senftenberger See, befahrbar auch für Schiffe der Weißen Flotte. Nur eines von inzwischen 27 neuen Naherholungsgebieten im Bezirk Cottbus. Jedes Jahr fordert die Braunkohlegewinnung in der DDR 2500 bis 3000 Hektar Land, die Hälfte davon landwirtschaftliche Nutzfläche. Um so nötiger, die ehemaligen Abbaugebiete wieder zu rekultivieren. Seit Anfang der siebziger Jahre haben sich die Investitionen dafür von rund 30 Millionen auf 50 Millionen Mark erhöht. In den letzten 18 Jahren wurden 40 000 Hektar Land wieder urbar gemacht und viele Abraumkippen aufgeforstet.



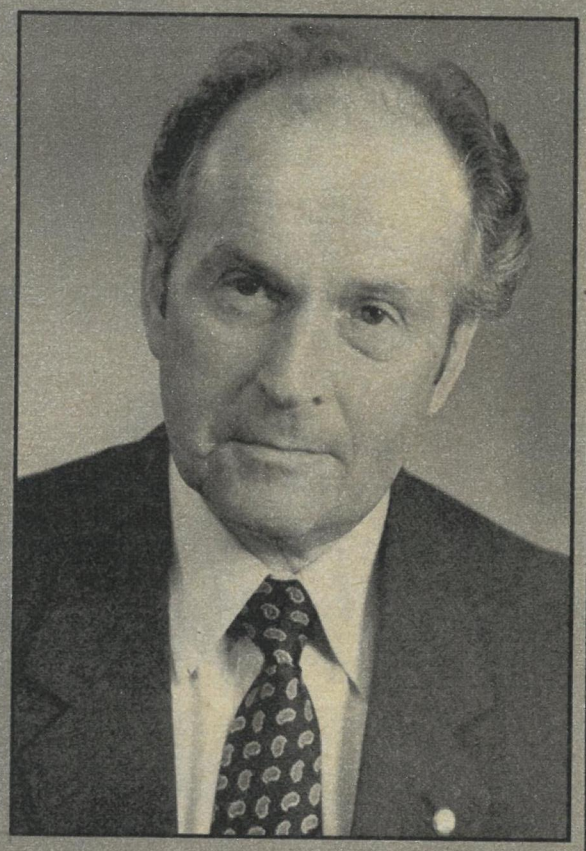
1978 IN MARZAHN

Die jüngsten Bürger des neuen Berliner Stadtbezirks begrüßen Erich Honecker vor ihrer Kinderkrippe im größten Neubaugebiet der DDR. Auf dem VIII. Parteitag der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands im Jahre 1971 wurde ein langfristiges sozialpolitisches Programm beschlossen, dessen Kernstück der Wohnungsbau ist. Seitdem entstanden mehr als zwei Millionen Wohnungen, verbesserten sich die Lebensverhältnisse von über sechs Millionen Menschen. Bis zum Jahre 1990 werden für weitere 4,3 Millionen Bürger neue oder modernisierte Wohnungen geschaffen, so daß dann die Wohnungsfrage als soziales Problem gelöst sein wird und sich ein alter Traum der revolutionären Arbeiterbewegung erfüllt.

Fotos: Peter Meißner, Lothar Willmann, Hans Obuchoff, ADN-ZB (4), TASS, FW-Archiv (6), Archiv Zentrales Haus der DSF

- **Vom Boden, auf dem Vertrauen und Sicherheit gedeihen können**
- **Was aus einem Unfall der Geschichte wurde**
- **Erinnerung an die Oktobertage 1949**

Am Anfang stand ein Schwur...



Interview mit Oskar Fischer, Mitglied des ZK der SED, Minister für Auswärtige Angelegenheiten der DDR, das er im Jubiläumsjahr unserer Republik FREIE WELT-Mitarbeiterin Ina Stritzke gewährte.

„Wir sind Kommunisten. Wenn es um unsere gute Sache, um Frieden und Sozialismus geht, ist uns keine Anstrengung zuviel." Das war sozusagen Ihr Schlußakkord in einem Interview, das Sie FREIE WELT Ende 1980 gewährten. Würden Sie sagen, daß diese Anstrengungen seitdem besonders groß waren?

Sich stets und überall für den Frieden einzusetzen, ist für uns vordringlichste Aufgabe, ist zutiefst normal. Die Menschen brauchen ihn. Darin liegt doch der Sinn des Lebens. Imperialistische Hochrüstung, verbunden mit politischen, ökonomischen, ja auch militärischen Angriffen, mit einem als Regierungspolitik verkündeten Kreuzzug gegen den Sozialismus bringen die Welt an den Rand eines atomaren Infernos. Und dies nur, weil man militärisches Übergewicht erstrebt, weil man das militär-strategische Gleichgewicht, auf dem Frieden und Sicherheit ruhen, aus den Angeln heben und wie vor 1917 die Welt wieder beherrschen will. Jeder spürt bewußt oder unbewußt, wie dieser Kurs die zwischenstaatlichen Beziehungen verschlechtert, wie damit die Gefahren für das friedliche Leben der Völker wachsen. In solcher Zeit genügt das Normale nicht mehr, sie fordert höchste Anstrengungen. Diese Zeit gebietet den Zusammenschluß aller Friedwilligen.

Werfen Sie doch einen Blick auf 1983! Es war ein Jahr immenser Aktivitäten, die heute noch ihr Gewicht haben – haben müssen. Denken Sie bitte zurück: In den ersten Januartagen des vergangenen Jahres legten die Mitgliedsstaaten des Warschauer Vertrages der Weltöffentlichkeit ein weitreichendes und erfüllbares Programm zur Minderung der internationalen Spannungen vor. Ich meine die Prager Deklaration. Mit ihr wird der Weg gewiesen, auf dem das wahnsinnige Wettrüsten beendet und zur Entspannung zurückgekehrt werden kann. Im Juni verabschiedeten die höchsten Repräsentanten sozialistischer Bruderländer in Moskau eine gemeinsame Erklärung, einen Appell an die NATO-Staaten und alle Länder der Welt, um mit praktischen Schritten sofort Schlimmes auszuschalten. Im Kern geht es jedoch darum, daß die Staaten des Warschauer Vertrages und der NATO jetzt vertraglich übereinkommen, gegenseitig keine militärische Gewalt anzuwenden, ja mehr noch, vertraglich vereinbaren, untereinander friedliche Beziehungen zu pflegen.

Bestehende internationale Gebote und Verpflichtungen, wie das Gewaltverbot der Charta der Vereinten Nationen würden damit zweifellos gestärkt. Alles in allem: Eine solche Übereinkunft würde Frieden in die internationalen Beziehungen bringen und Zuversicht vermitteln. Dieser Schritt würde Mißtrauen abbauen und Vertrauen gründen helfen, obwohl oder weil ein solcher Vertrag das bestehende Kräfteverhältnis nicht verändert. Wer dies ablehnt – mit welchen Gründen auch immer – beweist, daß er anderes vorhat.

Die Prager und Moskauer Vorschläge liegen noch immer auf dem Tisch, und es ist eigentlich zu erwarten, daß der Westen nun doch bald eine ernsthafte Antwort gibt.

Diese Vorschläge mit Leben zu erfüllen, war und bleibt daher eine der vordringlichsten Aufgaben der Außenpolitik. Dafür treten die sozialistischen Staaten gemeinsam ein. Ob in den Vereinten Nationen oder auf dem Madrider Treffen, das im September 1983 seinen Abschluß fand, oder auf dem weiten Feld ihrer bilateralen Beziehungen.

Sie erwähnten in Ihrer kurzen Bilanz das Treffen von Madrid. Nun tagt in Stockholm die Konferenz über vertrauens- und sicherheitsbildende Maßnahmen und Abrüstung in Europa. Welchen Wert messen Sie den Beratungen bei?

Ich gehöre zu denen, die Erwartungen in diese Konferenz setzen, denn sie reiht sich in den Prozeß europäischer Zusammenarbeit ein, der mit Helsinki im Jahre 1975 in Gang gesetzt wurde. Zweifellos findet das Stockholmer Treffen in einer komplizierten internationalen Lage statt, und seine Aufgabe ist gewiß nicht leicht. Es soll helfen, durch konkrete politisch-militärische Vereinbarungen Vertrauen und Sicherheit zwischen den Staaten wieder zu stärken und zur Abrüstung beizutragen. Die Außenminister der sozialistischen Teilnehmerstaaten haben in ihren Grundsatzerklärungen zur Eröffnung der Konferenz ihren festen Willen bekundet, diese Chance für die Fortsetzung des politischen Dialogs zu nutzen.

Solche Vorschläge, wie die Verpflichtung aller Kernwaffenmächte, nicht als erste Kernwaffen einzusetzen; der Verzicht auf die Anwendung militärischer Gewalt und die Aufrechterhaltung friedlicher Beziehungen zwischen den Staaten des Warschauer Vertrages und der NATO und nicht zuletzt die Bildung kernwaffenfreier Zonen oder Korridore in verschiedenen Teilen Europas sprechen dafür.

Die wichtigste und dringendste Maßnahme, die notwendig ist, um Vertrauen zu bilden und Mißtrauen abzutragen – ich möchte es nochmals betonen –, ist der Stopp der weiteren Stationierung und der Abbau der bereits installierten US-Raketen. Denn im Schatten von Atomraketen können weder Vertrauen noch Sicherheit gedeihen.

Die aggressivsten Kreise der NATO, besonders der USA und der BRD, haben den Willen der Menschheit, haben alle Anstrengungen sozialistischer Friedenspolitik mißachtet. Die Stationierung der Erstschlagswaffen ist eine Tatsache geworden. Trotzdem gibt es keinen Grund zum Resignieren. Worin sehen Sie die positiven Ergebnisse unseres Kampfes um den Frieden?

Sie haben recht. Es gibt tatsächlich keinen Grund zu resignieren. Kriege – so wissen wir – sind kein Naturereignis, das über die Menschen hereinbricht und dem sie schicksalhaft ausgeliefert sind. Kriege werden um des Profits willen vorbereitet und entfesselt, ihnen liegen faßbare ökonomische und politische Interessen zugrunde. Kriege können folglich auch von Menschen, durch deren aktives Tun, verhindert werden. Heute mehr denn je zuvor. Denn mit dem Sozialismus gibt es eine gesellschaftliche Ordnung, die Frieden braucht und fähig ist, Frieden zu schaffen. Die UdSSR, die sozialistischen Staaten beweisen das mit jedem Tag ihrer Existenz. Erich Honecker erinnert an diese historische Wahrheit, wenn er in seinem Interview für die französische Wochenzeitung „Révolution" sagt: „Wir waren nie Anhänger des Wettrüstens und werden es nie sein. Bei uns profitiert niemand vom Rüsten." Die Völker in aller Welt sind heute nicht mehr gewillt, sich für Profit und Macht einiger weniger in einen atomaren Krieg stürzen zu lassen. Wir erleben täglich, wie sie sich zur

Wehr setzen. Die Bewegung gegen Krieg, für Abrüstung und Zusammenarbeit ist heute breit wie nie zuvor. Sie erfaßt die Menschen aller sozialen Klassen und Schichten. Sie vereint Menschen unterschiedlicher Konfessionen und Weltanschauungen, und sie erfaßt heute alle Regionen der Erde.

In Westeuropa haben die USA gegen den Willen von Millionen Ende vergangenen Jahres mit der Stationierung neuer Mittelstreckenwaffen begonnen. Das hat die Lage verändert. Eine neue Runde des Wettrüstens begann, Verhandlungen über die so notwendige Rüstungsbegrenzung und Abrüstung wurden blockiert, weil ihnen die Grundlage entzogen wurde. All das macht besorgt. Es kann und muß uns dazu zwingen, den Kampf gegen die neuen US-Raketen weiterzuführen. Jetzt erst recht. Die Stationierung weiterer US-Raketen in Westeuropa muß sofort aufhören und die bereits einsatzbereiten Raketen müssen wieder abgebaut werden. Das heißt: Zurück zur Lage, wie sie vor Beginn dieser Stationierung der US-Mittelstreckenwaffen bestand.

Darauf lenkt das Zentralkomitee der SED die Aufmerksamkeit, wenn es auf seiner 7. Tagung von der Notwendigkeit spricht, den eingetretenen Schaden zu begrenzen. Die sozialistischen Staaten tun alles, um eine nukleare Katastrophe zu verhindern. Und dazu gehört natürlich ihre Sicherheit. Ich möchte es hier noch einmal wiederholen: Wir haben diesen Weg und die unumgänglichen Gegenmaßnahmen nicht gewollt. Sie lösen in unserem Lande – wie Erich Honecker sagte – keinen Jubel aus. Doch die Verantwortung für unsere wie für die Sicherheit aller Völker gebietet unaufschiebbar solches Handeln.

Zum zweiten Teil Ihrer Frage möchte ich ganz einfach sagen: Es ist gelungen, unserem Kontinent trotz des aggressiven Hochrüstungskurses der NATO, trotz des Kreuzzuges gegen den Sozialismus, den Frieden zu erhalten. Und es ist uns gelungen – selbst unter den komplizierten internationalen Bedingungen –, die stabile und dynamische Entwicklung unseres Landes stetig fortzusetzen. Wenn wir auch künftig überall unser Bestes geben, werden internationale Entspannung und Frieden triumphieren, dessen bin ich ganz sicher.

Wir sind im 35. Jahr des Bestehens unserer Republik. Woran wurde das Werden und Wachsen, das Vertrauen in unsere Politik für Sie besonders deutlich?

Es fällt schwer, ein Beispiel besonders herauszustellen. Womit soll man beginnen, womit enden? Es liegt nahe, die DDR im Jahre ihrer Gründung und ihr heutiges ökonomisches, politisches, ja auch internationales Gewicht, zu vergleichen.

Damals prophezeite man der DDR im Westen nicht nur keinerlei Entwicklungsmöglichkeiten, sondern Bankrott innerhalb weniger Wochen. Die Gründung unseres Staates war für viele westliche Politiker jener Zeit ein Unfall der Geschichte, den es möglichst rasch zu korrigieren, dem es nachzuhelfen galt. Ja, auch daran sollte man sich erinnern, wenn man sieht, was aus unserem Staat geworden ist. Das Großartige, ja die einzigartige Leistung unserer Arbeiter, Bauern und der Intelligenz unter der umsichtigen Führung der Partei ist offenkundig.

Insgesamt waren und sind die vergangenen 35 Jahre eine Zeit stetigen friedlichen Aufbaus in unserem Land und eine Zeit stetigen Ringens um solche internationalen Bedingungen, in denen das friedliche sozialistische Aufbauwerk gedeihen kann.

Aus dieser Politik, die soziale Sicherheit und Frieden für jeden Bürger bedeutet, erwuchs unserer Partei, allen gesellschaftlichen Kräften und unserem Staat Vertrauen. Aus Vertrauen wuchs und wächst wiederum die Bereitschaft, alles für unseren sozialistischen Staat zu leisten, ihn ökonomisch wie politisch und – wie es die internationale Lage gegenwärtig auch erfordert – militärisch zu stärken.

International hat sich unser Staat Ansehen und Respekt erworben. Sein Werden und Wachsen, seine Politik waren in all diesen Jahren berechenbar, prinzipienfest, vernünftig und realistisch. Die DDR hat ihren festen Platz an der Seite der Sowjetunion, im Bündnis der sozialistischen Bruderstaaten. Sie ist zuverlässiger Kampf- und Weggenosse in der Gemeinschaft sozialistischer Staaten.

Lassen Sie mich einen Gedanken aus dem Aufruf zum 35. Jahrestag aufgreifen, in dem sich in wenigen Worten die Erklärung dafür findet, warum die DDR Achtung genießt, warum ihr Vertrauen entgegengebracht wird. Als wir vor 35 Jahren den ersten deutschen Friedensstaat schufen, war unser Schwur: Nie wieder darf von deutschem Boden ein Krieg ausgehen! Der Kampf um die Erhaltung des Friedens wurde fortan Verfassungsauftrag. Gerade heute kämpfen wir noch entschlossener für den Frieden.

Für die DDR, ihre Politik und praktischen Taten hat nie gegolten und wird nie gelten, was 1871 – im Gründungsjahr des „Deutschen Reiches" – Georg Herwegh in seinem „Epilog zum Kriege" sagte:

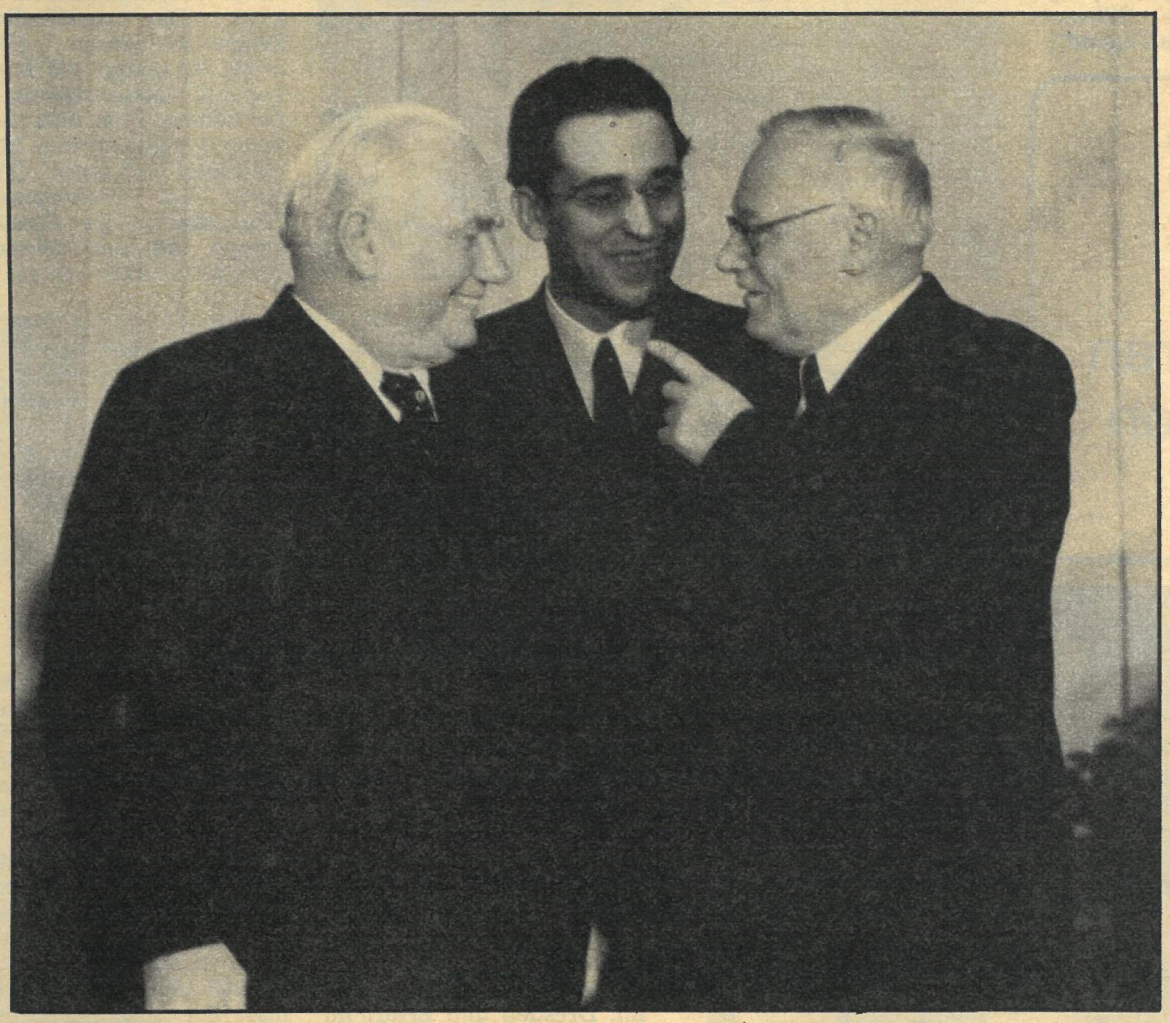
„Schwarz, weiß und rot! um ein Panier
Vereinigt stehen Süd und Norden;
Du bist im ruhmgekrönten Morden
Das erste Land der Welt geworden:
Germania, mir graut vor Dir!"

Zwei Weltkriege, die den Völkern unendliches Leid brachten, die unermeßliche Opfer forderten, bestätigten diese grauenvolle Vision. Mit dieser unrühmlichen, zerstörerischen Kontinuität wurde durch die Gründung unseres sozialistischen deutschen Staates ein für allemal gebrochen. Das Panier unseres Staates genießt Achtung und Vertrauen, es ist Sinnbild des Friedens, des Fortschritts, der Solidarität.

Noch eine abschließende, ganz persönliche Frage: Wie und wo erlebten Sie die Gründung unseres Staates?

Für mich gehören die Oktobertage 1949 – jene Tage vor und nach der Gründung unseres Staates – wie für viele meiner Generation zu den unvergeßlichen Erlebnissen. So fand am 11. Oktober der nun schon historische Fackelzug Unter den Linden statt, wo wir den gerade gewählten Staatspräsidenten Wilhelm Pieck hochleben ließen und Erich Honecker ihm unser „Gelöbnis der deutschen Jugend" überbrachte. Ich war damals Vorsitzender der FDJ im Land Brandenburg, und auch wir machten uns auf den Weg nach Berlin. Nach einer für unsere Begriffe viel zu langen Fahrt waren wir dann dabei. Voller Kraft, Mut und Zuversicht.

Sicher, ein bißchen heiser waren wir auch, als wir von den Lkw's – sie waren mit Holzbänken versehen – oder aus dem Zug stiegen. Denn die ganze Fahrt über wurde gesungen. Natürlich kann ich die Lieder von damals noch heute. „Deutsche Jugend voran, brich dir selber die Bahn...", heißt es in einem. Ich denke, daß die FDJler von damals ihr Versprechen eingelöst haben. Und die heutigen Jugendlichen werden dies ebenso tun.



Im November 1949 erkennt die Sowjetunion als erstes Land die DDR diplomatisch an. Bereits einen Monat später kommt der sowjetische Außenminister A. J. Wyschinski zu einem Freundschaftsbesuch nach Berlin und wird von Staatspräsident Wilhelm Pieck empfangen.

Fotos: ZB/Brüggmann, ZB/Rudolph

FREIE WELT

Freundschaftsflug. Im kommenden Sommer veranstalten die Zeitschrift „Reise in die UdSSR“ und der sowjetische „Klub der Funkwanderungen“ für ihre Leser und Hörer einen „Sonderflug der Freundschaft“. An der Gemeinschaftsaktion beteiligen sich auch das Reisebüro der DDR und Intourist. Die Route führt von Moskau nach Kiew, Kischinjow und Rostow am Don.

Kur für den Bauch von Budapest

Der beliebte Großmarkt auf dem Tolbuhin-Ring nahe der Freiheitsbrücke, in dem sich täglich rund 22 000 Käufer drängen, ist fast hundert Jahre alt. Doch nun hat der „Bauch“ von Budapest Altersbeschwerden, ihm wurde eine Genesungskur verordnet. Die Mauern des Kellergeschosses sind verwittert, die Eisenkonstruktionen mußten der Zeit ihren Tribut zollen. Eine umfassende Rekonstruktion, so daß der Chef des unter Denkmalschutz stehenden Verkaufszentrums, Imre Szabó, sei dringend geboten. Während der Bauarbeiten, so ist geplant, bleibt die Markthalle teilweise für den Verkauf geöffnet.
Mit der Rekonstruktion sollen sich zugleich die Arbeitsbedingungen der Beschäftigten verbessern.

H. Teichmann

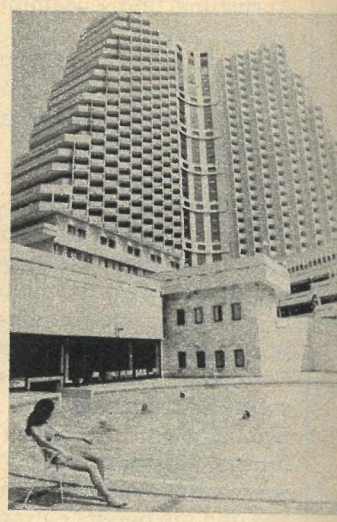
Fotos: TASS/J. Schülepow, TASS/G. Kalatschjan, TASS/W. Mastjukow, INTERFLUG/Rohls; Karte: Jochen Arfert; Vignette: Hille Blumfeldt; Redaktion: Norbert Kaiser

„Tote Seelen“ in Susdal

Solch ein Schauspiel hatten die Touristen, selbst die Einwohner der altrussischen Stadt an der Kamenka noch nicht gesehen: Durch das Zentrum, vorbei an den restaurierten Geschäften der historischen Handelsstraße, zog ein Trauerzug. Voran ein Diakon, danach der Katafalk, offene Droschken... „Mosfilm“ drehte im Auftrag des Staatlichen Rundfunks und Fernsehens der UdSSR die „Toten Seelen“ nach Gogols Roman. Regisseur Michail Schweizer hatte Susdal als Handlungsort gewählt, weil die vielen historischen Bauten eine hervorragende Kulisse bieten. 21 Filme wurden bisher in Susdal gedreht, u. a. „Die Zarenbraut“, „Andrej Rubljow“, „Schneesturm“, „Balsamins Heirat“, „Frühlingsglocken“, „Das junge Rußland“, „Die Silberrevue“ und „Peters Jugend“.

Natalies Frühlingsgruß:

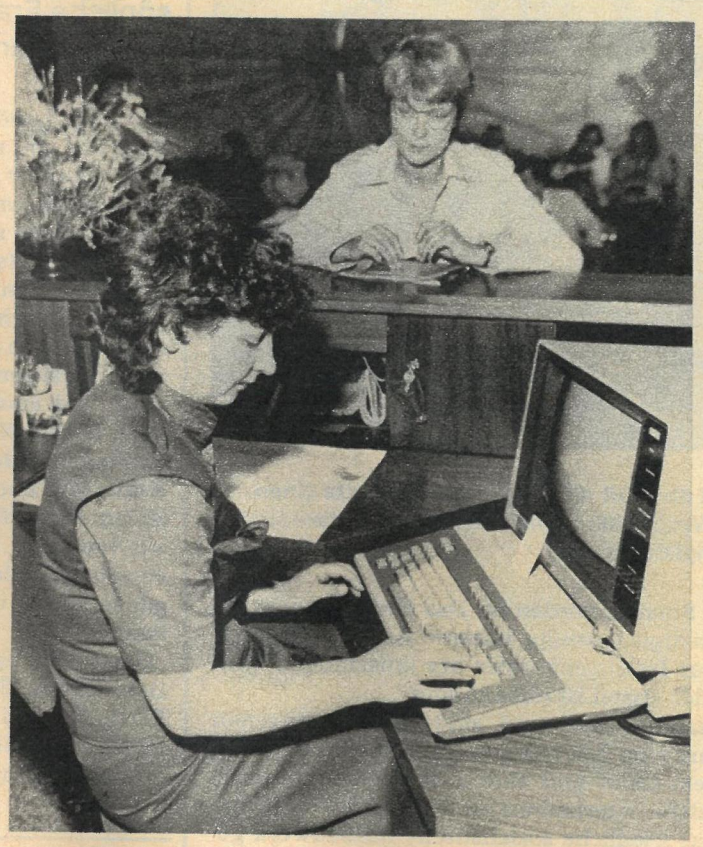
Jede Blüte hat ihren eigenen Stil.



Badezeit

Zu seiner dritten Saison rüstet das Ferienzentrum Dagomys, das neben Pizunda und Sotschi für Tausende DDR-Touristen auch in diesem Jahr das Urlaubsziel ist. Von Mai bis November reicht die Badezeit an der sowjetischen Schwarzmeerküste. Der parkähnliche Promenadenstrand (Foto links) ist knapp 400 Meter von den Hotels entfernt, die für kältere Tage über Bekken mit angewärmtem Meereswasser verfügen (Foto oben: das 27geschossige „Dagomys“). Zu Spaziergängen lädt der nahegelegene Naturwaldpark ein.

SPEZIALISTEN IM TEST
Am Ersten dieses Monats eröffnete eine Gruppe Freiwilliger eine neue Tourismusart: Schnarchreisen. Während am ersten Übernachtungsort über die Zimmervergabe das Los entscheidet, werden an den folgenden Tagen die Betten nach akustischen Schnarchparallelen verteilt. Jedes Mitglied der gemischten Gruppe liefert dafür eine nächtliche Tonbandaufzeichnung als Hörprobe ab, die dann mit den anderen am nächsten Morgen verglichen wird. Über Ziel und Zweck der Reise können wir gegenwärtig keine genauen Angaben machen, werden die Sache aber im Ohr behalten.



Sommerflugplan DDR—Bulgarien

Mit Beginn des Saisonflugverkehrs 1984 erhöht sich die Anzahl der Linienverbindungen der INTERFLUG zwischen der DDR und der VR Bulgarien auf insgesamt neun. Entsprechend dem Bedarf werden dabei vor allem die Flughäfen Warna und Burgas am Schwarzen Meer bedient. Während regelmäßige Flüge nach Warna von Berlin, Dresden und Erfurt im Programm sind, wird Burgas zusätzlich noch von Leipzig aus angeflogen. Daneben bestehen weiterhin die Verbindungen von Berlin und Dresden nach Sofia.
In Abstimmung mit dem Reisebüro der DDR und dem FDJ-Jugendreisebüro „Jugendtourist“ werden die Flüge nach Burgas und Warna vor allem für die Beförderung von Touristengruppen genutzt.

★

Seit über zwei Jahren arbeitet die INTERFLUG mit dem automatisierten Buchungs- und Verkaufssystem RESI, das an das analoge System AURORA der Aeroflot angeschlossen ist. Kernstück der Anlage sind zwei leistungsfähige Großrechner im Hauptrechenzentrum des Ministeriums für Zivilluftfahrt der UdSSR. Wichtigste Ergebnisse der Zusammenarbeit, die in einem Freundschaftsvertrag festgelegt ist, sind eine Effektivitätssteigerung im internationalen Linienverkehr der INTERFLUG und ein spürbar verbesserter Reservierungsablauf. Die Datenfernübermittlung zwischen Moskau und den Buchungs- und Verkaufsstellen der INTERFLUG (Foto links) sowie des Reisebüros der DDR erfolgt über ein Hochleistungsübertragungsnetz.

Tbilissis Bergbahnen

Es gibt wohl nur wenige Millionenstädte in der Welt, in denen Wohnen, Arbeiten und Erholen so günstig miteinander verbunden sind wie in Tbilissi. Dazu tragen neben vielen anderen Verkehrsmitteln vor allem Bergbahnen bei. In wenigen Minuten kommt man von der Hauptstraße, dem Rustaweli-Prospekt, in eine Oase der Ruhe, den Park der Kultur und Erholung auf dem 712 Meter hohen Mtazmindaberg. Unweit der Metrostation Rustaweli startet die Seilbahn (Karte unten: Nr. 4) und bringt sicher und schnell bis zu 30 Fahrgäste auf den Gipfel. Dabei wird ein Höhenunterschied von 276 Metern überwunden. Wohin zuerst blikken? In jeder Richtung bietet sich ein herrliches Panorama der Stadt im Kuratal, die immer weiter an den nahen Gebirgszügen emporwächst. Wohl am schönsten ist der Ausblick, wenn die Abenddämmerung hereinbricht und Millionen Lichter der Großstadt nach und nach aufflammen.

Talwärts kann man ein anderes Verkehrsmittel wählen, die Seilzugbahn (Nr. 5). Auch sie endet oberhalb des Rustaweli-Prospekts, allerdings hat man noch einige hundert Meter Fußweg vor sich. Die Seilzugbahn ist die älteste Bergbahn der Stadt und hat eine Länge von 501 Meter mit dem beachtlichen mittleren Steigungswinkel von 55 Grad. Man sollte es nicht versäumen, bei der Zwischenstation einmal auszusteigen. Von hier aus führt ein schmaler Pfad zum unweit gelegenen Pantheon, der letzten Ruhestätte bekannter Schriftsteller, Komponisten und anderer Persönlichkeiten des georgischen Volkes.

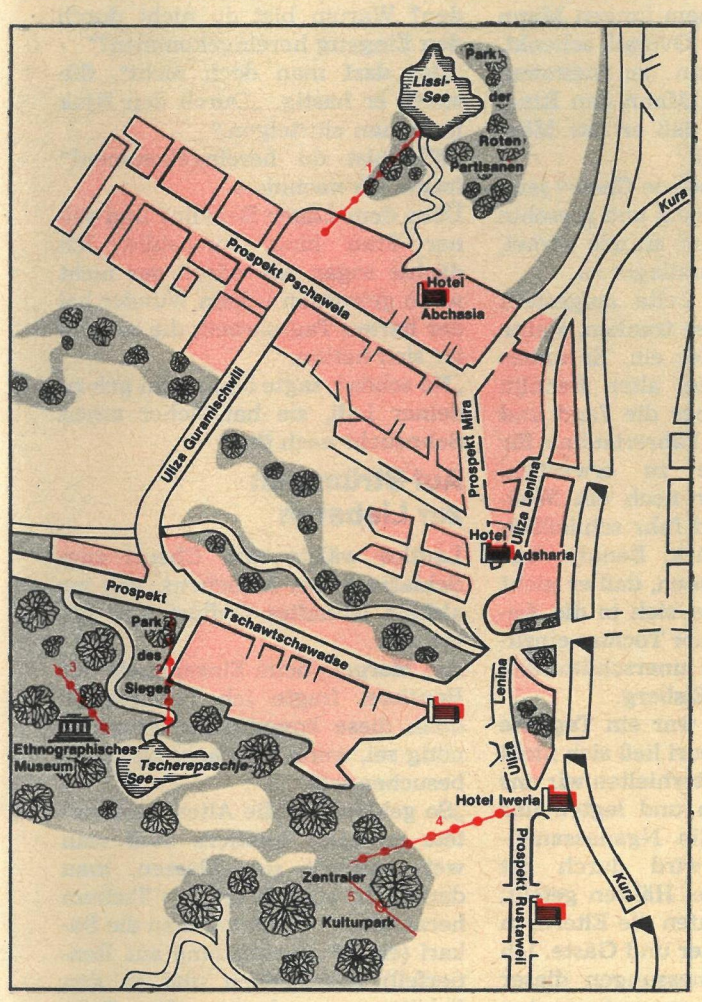
Eine weitere Bergbahn beginnt am Park des Sieges (Nr. 2). Oben erwartet den Besucher eine besondere Überraschung: ein malerisch gelegenes kleines Gewässer, der Schildkrötensee. Wenige Minuten von dem Trubel des Tschawtschawadse-Prospekts entfernt: Badesteg, Spazierwege, Restaurant, ein Idyll zu jeder Jahreszeit.

Ein Wanderpfad führt zum höchstgelegenen Punkt des Ethnographischen Freilichtmuseums. Hier sind traditionelle Bauten aus allen Gegenden des Landes zusammengetragen worden, Zeugnisse der einstigen Lebensweise in den georgischen Dörfern. Eine Drahtseilbahn (Nr. 3) vermittelt neuerdings einen Überblick über das ausgedehnte Gelände, an dessen Ausbau weiter gearbeitet wird.

Unser Ausflug in Sachen Bergbahnen führt schließlich zur Endstation der Metro im neuen Wohngebiet Dilissi. Wenige hundert Meter entfernt liegt die Talstation der Seilbahn zum Lissi-See (Nr. 1). Es war später Nachmittag. Viele kamen von der Arbeit oder aus den Hörsälen und machten einen kleinen Abstecher zum Erholungsgebiet am Partisanenpark. Badestrand, Ruderboote, Spielplätze für Kinder, schattige Waldwege bieten auch hier viele Möglichkeiten für erholsame Stunden.

Übrigens gab es bis vor kurzer Zeit noch eine weitere Seilbahn, die unweit des Hotels „Adsharia“ über die Kura führte. Sie war eine Art Stadtverkehrsmittel, doch inzwischen brachte die zweite Metrolinie günstigere Verbindungen.

Hannes Thomas



Transit Prag

Für PKW-Touristen, die über Prag in die Sowjetunion, nach Ungarn, Rumänien oder Bulgarien reisen wollen, bietet das Reisebüro der DDR eine Übernachtungsmöglichkeit in der ČSSR-Hauptstadt. Zur Verfügung steht dafür im Zeitraum vom 7. Juli bis 20. August 1984 das Studenteninternat „Jarov III“, Haus G. Das Quartier befindet sich in der Jeseniova 184. Es verfügt über 58 Wohnungen mit jeweils zwei Räumen, die mit zwei Betten, Dusche und WC ausgestattet sind. Die Unterkunft kann beliebig lange gebucht werden. Der Preis beträgt pro Person und Nacht 43,80 Mark. Wird das zweite Bett nicht genutzt, sind dafür 33,50 Mark zu bezahlen. Bei entsprechender Buchung können beim Reisebüro der DDR pro Person und Tag 60 Kčs (19,89 Mark) als Taschengeld erworben werden; auch für Benzin werden Kronen zur Verfügung gestellt. Weitere Auskünfte dazu erteilen die Zweigstellen des Reisebüros der DDR.

K.-H. Gummich

Frühlings-Tip

Bis „Ismailowo“, dem weiträumigen Waldpark im Osten Moskaus, fährt die Metro vom Zentrum eine halbe Stunde – Linie Arbatsko–Pokrowskaja, Station Ismailowski-Park. In diesem Naherholungsgebiet der Hauptstädter gedeihen Lärchen, Linden, Eichen und Zedern. Und zwischen Wiesen und Teichen immer wieder das Sinnbild des russischen Waldes: Birken, die im Mai ihr schönstes Grün anlegen und zur Märchenstunde anregen. (Foto r.)

Juri Simtschenko (Foto links), Mitarbeiter des Ethnographischen Instituts der Akademie der Wissenschaft der UdSSR, ist Ethnograph von Beruf und aus Leidenschaft. Seit vielen Jahren fühlt er sich bei den Völkerschaften des Nordens so gut wie zu Hause, sie betrachten ihn als einen der Ihren. Ständig ist Juri Simtschenko dem alten Brauchtum der Völker des Nordens, ihren Sagen und ihrer Stammesgeschichte auf der Spur. Seine Erlebnisse schildert er in seinem Buch „Am Rande der Arktis", das in diesem Jahr im Brockhaus Verlag Leipzig und im Progreß Verlag Moskau herausgegeben wird.

Das Gesetz der Ahnen

Mit der Liebe hat es in der Arktis so seine Schwierigkeiten. Dort steht man mit seinem Mädchen keine zehn Minuten länger als nötig im Freien; die ganze Liebe bläst einem der Wind aus dem Leibe. Und den Eltern bleibt nichts verborgen. Besonders schlimm ist's im Frühling, da sind die Nächte taghell, so daß kilometerweit alles zu übersehen ist. Verliebte können sich also nirgendwohin zurückziehen.

Wer um ein Mädchen wirbt, darf über die Meinung der alten Leute ruhig hinwegsehen, ja, er soll es sogar, nur muß er dabei gewisse Regeln einhalten. Diese Regeln sind äußerst kompliziert, aber die alte Generation von Nganassanen denkt gar nicht daran, sie zu vereinfachen. So verbietet es die Sitte, ein Mädchen bei der ersten Bekanntschaft direkt anzusprechen, statt dessen muß gesungen werden. Und nicht etwa nur eine der bei den Nganassanen üblichen Improvisationen, sondern eine Kainganarja – ein besonderes allegorisches Lied. Von solchen Liedern hatte ich schon gehört, bevor ich zur Brigade des alten Rentierzüchters Benalju kam.

Benalju hatte ich in einer Kolchossiedlung kennengelernt, die unweit der Mündung des Awam in die Dudypta liegt. Ich war schon ganz schön weit auf der Taimyrhalbinsel herumgekommen, aber einen für den Ethnographen so interessanten Ort wie diesen hatte ich noch nicht gesehen. Die Nganassanen vom Awam erwiesen sich als sehr konsequente Hüter weisen alten Brauchtums – für den Forscher eine wahre Fundgrube. Ich hatte mit Benalju über die Belange der Jäger und Rentierzüchter gesprochen, und da ergab es sich, daß ich mit ihm in die Tundra fahren konnte.

Die Brigade bestand aus vier Hirtenfamilien; auf jedem Weideplatz hielten wir uns drei bis vier Tage auf und zogen dann weiter. Als die Schlittenkarawane sich eines Tages in der strahlenden Frühlingssonne langsam dahinbewegte, bemerkte ich in der Ferne ein Gespann, das mit Windeseile auf uns zukam.

Großer Mann in kleinem Tschum

„Das ist Cheuri", sagte Benalju zu mir, „er will wohl zu meiner Tochter. Er hat sich schon in der Faktorei immerzu nach ihr umgedreht."

Ich kannte Cheuri, er war ein sehr tüchtiger Bursche. Mit besonderem Schneid flitzte er jetzt zwischen unseren Gespannen hindurch und hielt sich nun rechts vom Schlitten Lalis, der Tochter Benaljus.

„Er fährt, wie sich's gehört", meinte der Alte halblaut zu mir.

„An ein Mädchen muß man immer von rechts heranfahren. So ist das Gesetz."

„Hör zu", sagte der alte Mann leise, „gleich muß er die Kainganarja singen. Sollte er etwa sprechen, rufe ich ihn her und frage ihn, wie er wilde Rentiere jagt. Dann wird er verstehen, daß er abziehen muß."

Cheuri wußte, was er zu tun hatte. Er fuhr jetzt mit seinem Schlitten Seite an Seite mit Lalis Narte und begann nach einer Anstandspause zu singen.

„Siehst du etwas da vorn?" hob er an. „Da sieht man zwei Berge, dazwischen eine Laida (eine Ebene). In ihrer Mitte wächst ein Blümelein. Soeben erst kam es unter dem Schnee hervor. Noch zart ist es, ganz schwächlich. Um das Blümelein verlaufen Pfade von Rebhühnern und Hasen. Die ganze Laida überziehen diese Pfade. Weht der Wind von oben, schwankt das Blümelein, weht der Wind von unten, neigt es sich zur anderen Seite."

Der Bursche hielt inne und wartete auf die Antwort des Mädchens.

„Was hat er da gesungen?" fragte ich Benalju, den ich, wie Älteren gegenüber hier üblich, mit „Boiku" (Alter) anredete. „Ich habe nichts verstanden."

„Das ist doch ganz leicht zu verstehen", antwortete er. „Die Berge, das ist die Rückenlehne des Schlittens, die Laida ist der Sitz, meine Tochter das Blümelein. Mit den Rebhuhn- und Hasenspuren sind die Reden anderer ihr bekannter Burschen gemeint. Tatsächlich, schon viele junge Leute machen ihr den Hof. Der wehende Wind – das sind die Burschen, die zu ihr kommen, die einen von oben – von den Bergen, die anderen von unten – aus der Ebene. Sie aber kehrt sich von ihnen ab, sie will nicht, daß sie kommen."

„Ein schönes Lied", sagte ich.

„Früher hat man schöner gesungen", antwortete der alte Mann und wandte sich von Cheuri ab.

Ich blickte auf das Mädchen, sein Gesicht glühte, die Augen hielt es gesenkt. Nun war Lali an der Reihe, etwas zu singen. „Nimm mein Geschenk", hob sie an und löste von ihrem Overall einen großen Kupferring, an dem Fellstrümpfe befestigt werden, und reichte ihn dem Burschen. „Nimm mein Geschenk und verlier es nicht", sang sie weiter. „Wenn du es verlierst, zerspringt mir das Herz und stirbt."

Nach Nganassanenbrauch ist ein Mädchen, das einem jungen Mann einen Ring vom Overall schenkt, bereit, den Mann zu heiraten. Nimmt der junge Mann den Ring, so bedeutet das, daß er das Mädchen heiraten will.

„A – a – a – a!" schrie Cheuri jetzt auf seine Rentiere ein und preschte wie ein Wirbelwind an uns vorbei, dem nächsten Standlager zu.

Abends, als die Zelte aufgestellt waren und wir Tee tranken, stellte sich Cheuri wieder ein. Er unterhielt sich mit dem alten Benalju über Rentiere, über die Jagd und seine Absicht, die Fahrerlaubnis für Geländefahrzeuge zu erwerben. Dann flüsterte er noch ein Weilchen mit Lali und fuhr schließlich nach Hause zurück. Benalju ließ bei alledem erkennen, daß er nicht den Wunsch hatte, sich in die Angelegenheiten seiner Tochter einzumischen, er blieb unerschütterlich und kalt wie ein Eisberg.

Der nächste Tag war ein Tag wie jeder andere. Cheuri ließ sich nicht sehen. Abends unterhielten wir uns noch ein bißchen und legten uns dann schlafen. Ein Nganassanen-Tschum (Zelt) wird durch die Feuerstelle in zwei Hälften geteilt; in der einen schlafen die Eltern, in der anderen Kinder und Gäste. Ich war für die Abmessungen dieser Behausung etwas zu groß geraten – es wollte mir einfach nicht gelingen, mich so zu legen, daß meine Füße zum Feuer zeigten, mein Kopf stieß gegen den Njuk, die Fellabdeckung des Tschum, und das Ende meines Schlafsacks geriet in die unerwünschte Nähe der Glut. Ich bettete mich also mit dem Kopf zu den Alten und mit den Füßen zu Lalis Schlafstelle hin und schlummerte bald ein.

Mitten in der Nacht weckte mich das Poltern herunterfallender Kessel, Teekannen und Eimer, die neben mir auf einem niedrigen Tischchen gestanden hatten. Dann wälzte sich ein Körper auf mich, und ich blickte in das verdutzte Gesicht Cheuris, das vom erlöschenden Herdfeuer beleuchtet wurde.

„Was ist los, Junge", fragte ich ihn, „bist du denn ganz verrückt geworden? Warum bist du nicht durch den Eingang hereingekommen?"

„Das darf man doch nicht", flüsterte er hastig. „Durch den Njuk muß man einsteigen."

„Wie bist du hereingekommen?" fragte ich nochmals.

Über dem Lager Benaljus und seiner Frau hing Totenstille. Ich dachte sogar, sie wären gar nicht wach geworden – kein Wunder bei der harten Tagesarbeit, die sie hinter sich hatten.

„Na schön", sagte ich, „dann geh zu deiner Lali, sie hat sicher schon Sehnsucht nach dir."

Auf Strümpfen zur Liebsten

Lautlos wälzte sich Cheuri zum Schlafsack des Mädchens, von wo alsbald lebhaftes Geflüster zu hören war.

Am Morgen, beim Einsammeln der Rentiere, fragte ich Benalju, ob denn diese komplizierte Prozedur nötig sei, wenn man sein Mädchen besuchen will.

„So gebieten es die Alten", antwortete er. „Die Rentiere muß man weit entfernt zurücklassen, man darf nicht zu nah an den Tschum heranfahren. Dann hat man die Bakari (eine Fußbekleidung aus Rentierfell) auszuziehen und in den Schlitten zu legen, die Pelzstrümpfe, die Tschishi, mit dem Fell nach außen zu kehren, sie so anzuziehen und in ihnen weiterzugehen. Durch den Eingang darf man den Tschum keinesfalls betreten, das nehmen die Alten einem übel. So war es von jeher, so ist es eben üblich", betonte Benalju. „Cheuri macht alles richtig – ein braver Junge ist er."

In der nächsten Nacht wiederholte sich das Ganze mit geradezu beklemmender Folgerichtigkeit: Erst stürzten die Kessel und Eimer herunter, dann plumpste Cheuri auf mich, aber ich blieb reglos liegen wie ein Toter. Die Alten wahrten ebenfalls Schweigen, und am näch-

Narten (Schlitten) und Kleidung fertigen sich die Nganassanen selbst an ● Gruppenbild mit Nganassanen-Damen (2. v. r. Kameramann Timlin, der den Autor begleitete).

sten Morgen gab es auch keinerlei Diskussionen über die nächtlichen Vorgänge. In der dritten Nacht kam es genauso wie in der zweiten, nur zerbrach Cheuri diesmal sämtliche Gläser, die in einer Schüssel lagen, und dann trat er mir auf den Bauch, und zwar genau auf die Stelle, wo bei mir das Messer am Gürtel hängt. Es passierte zwar nichts Schlimmes, aber die Druckstelle schmerzte.

Benalju war leicht verstimmt, was aber nur einem sehr aufmerksamen Beobachter auffallen konnte. Er zerriß die Zugstränge an seinem Gespann, außerdem vergaß er seine Streichhölzer im Tschum, als er zur Herde hinausfuhr. Ich begleitete ihn dorthin.

„Na, was ist, Boiku", fragte ich ihn, „was ärgert dich?"

„Die jungen Leute heutzutage sind ganz verrückt geworden!" platzte er heraus. „Was kommt er jeden Tag an? Tagsüber hütet er die Rentiere – wann schläft er eigentlich, wenn er nachts dauernd zu Lali rennt? ... Nun, schließlich ist das ja seine Sache, mag er also kommen. Ich aber ziehe den ganzen Tag mit den Rentieren umher und bin tüchtig müde. Ich brauche meine Nachtruhe, aber wann habe ich sie? Kaum ist man eingeschlafen, kommt auch schon der dumme Bursche und macht Krach... Na schön, denke ich, schlafe ich mich eben die nächste Nacht aus, aber da kommt er wieder und zerschlägt auch noch das Geschirr!"

Ich verstand den alten Mann. Die Zeit des Kalbens war gekommen, die Hirten mußten dauernd bei den Herden sein. Da hatten sie wenig Zeit zur Ruhe und mußten sie nutzen.

„Er ist eben noch sehr jung", suchte ich Benalju zu beschwichtigen. „Du kannst eine Menge, aber er noch wenig. Wird's schon noch lernen."

„Na schön", stimmte er zu. „Er ist ja ein bescheidener Junge, mag er also kommen. Wir müssen's eben noch ein Weilchen über uns ergehen lassen."

Wir hatten den ganzen Tag mit der Herde zu tun. Wo sich eine Kuh zum Kalben hingelegt hatte, steckten wir den Platz mit Fähnchen ab, um Raubtiere abzuschrecken, und trieben abgeirrte Tiere wieder heran. Gegen Abend löste uns ein anderer Hirt ab, und wir fuhren gemächlich heim.

Die Erschöpfung machte sich bei uns bemerkbar, nachdem wir die Rentiere ausgespannt hatten. „Meine Knochen sind mir wie Blei", klagte Benalju. „Schrecklich müde bin ich."

Wir gingen in den Tschum, machten es uns auf den weichen Fellen bequem, tranken Tee und aßen frisches Rentierfleisch dazu. Ich beschloß, meinen Schlafplatz ein Stück zu verlegen, damit Cheuri besser durchkam. Benalju beobachtete mein Tun mit sichtlicher Befriedigung; aus seinem Blick sprach unverhohlen die Hoffnung auf eine ruhige Nacht. Auch ich rechnete darauf, mal richtig auszuschlafen.

Mir träumte, ich stünde im Platzregen. Donner grollte, Wasser schwappte mir direkt in den Halsausschnitt, dann überfuhr mich ein Autobus – und ich erwachte. Alles hatte wieder seinen Ort, neben meinem Kopf schaukelte der umgekippte Kessel, Wasser plätscherte auf mich herunter, und daneben hockte der erschrockene Cheuri. Der Junge hatte offensichtlich seine Marschroute in dieser Nacht geändert, ohne zu ahnen, daß ich ihm seinen bisherigen Weg von mir aus freimachen würde. Die Alten rührten sich nicht, obwohl sie aufgewacht waren. Ich schloß wieder die Augen und stellte mich schlafend. Cheuri schob den Kessel von meinem Haupt etwas weg und huschte zu Lali. An ein Einschlafen war nicht zu denken, denn unter meinem Kopf gefror die Lache; den Alten erging es gleichfalls nicht besser, auf ihren Schlafplatz zu bewegte sich ein breites Rinnsal, das unter Benaljus Kopfende verschwand.

Eiskratzen in der Nacht

Das Zwiegespräch der beiden Liebenden dauerte eine Ewigkeit. Nachdem Cheuri dann endlich unter die Fellbedeckung getaucht war und seine Schritte sich im knirschenden Schnee genügend weit entfernt hatten, standen Benalju und ich gleichzeitig auf. Ohne einander anzublicken, kratzten wir mit Messern das Eis ab, wo es sich inzwischen gebildet hatte, ich zog meinen durchnäßten Pullover aus, und wir legten uns wieder hin. Die Nachtruhe war uns verdorben.

Den ganzen nächsten Tag fühlten wir uns wie benebelt: Sowohl Benalju als auch ich nickten immer wieder ein auf unseren Schlitten. Aber an richtiges Ausruhen war nicht zu denken. Zu unserer trüben Stimmung trug auch noch bei, daß drei Kälbchen tot zur Welt gekommen waren. Auf meinem Schlitten fuhr ein verwaistes Kälbchen mit, das aus unerfindlichen Gründen seine Mutter verloren hatte.

Wir fingen eine Kuh ein, deren Kälbchen eingegangen war, und führten sie bei unseren Gespannen mit.

Vor dem Tschum band Benaljus Frau dann die Kuh an allen vier Beinen am Schlitten fest und führte ihr das Kälbchen zu. Das Muttertier fauchte es böse an, nimmt doch eine Rentierkuh nur sehr selten ein fremdes Kalb an. Das Kleine, das vor Gier schon zitterte, leerte ihr Euter im Nu und beruhigte sich dann etwas. Ich trug es in den Tschum und band es neben meiner Schlafstelle an einer Stange fest.

Die allnächtlichen Unterbrechungen unserer Nachtruhe hatten Benalju und micht mit der Zeit in einen unnatürlichen Zustand der Gereiztheit versetzt. So kauten wir mechanisch unser Fleisch, tranken Tee und rauchten.

Schließlich legten wir uns alle zur Ruhe. Ich schleppte meinen Schlafsack an seinen alten Platz zurück, um nicht wieder unter Cheuris Füße zu geraten, und legte das Kälbchen neben mich. Wir rauchten und plauderten noch ein wenig, betteten uns bequem und waren im Nu eingeschlafen.

Ich weiß nicht, wie es Benalju erging, aber bei mir hatte sich inzwischen wohl ein Reflex herausgebildet, der mir das Nahen von Lalis Auserwähltem anzeigte. Jedenfalls wachte ich in dem Moment auf, als er durch den Njuk hereinkroch und umhertastete, um eventuelle Hindernisse auszumachen.

Schweigend lag ich da, streng darauf bedacht, den Verhaltenskodex der Nganassanen einzuhalten. Ich konnte Cheuri nicht helfen. Er umging glücklich Tisch und Geschirr, fiel aber dann auf mich und das Kälbchen, das erschrocken „awk, awk, awk!" schrie. Das war zuviel für meine Nerven. So kroch ich denn aus meinem Schlafsack und sagte: „Hör mal, Cheuri, komm wie andere Leute auch. Klar?"

„Klar", antwortete Cheuri, höchst verwirrt. „Da komme ich eben durch den Eingang..."

„Nein!" ließ sich plötzlich der alte Benalju vernehmen. „Gegen das alte Gesetz darf man nicht verstoßen: Soll er weiter durch den Njuk hereinkommen, soll er so hereinkommen, wie es unsere Väter gebieten."

Welch gewaltige Macht die Tradition doch hat, dachte ich und schleppte meinen Schlafsack aus dem Tschum, um mich auf dem Schlitten endlich einmal auszuschlafen.

Fotos: Brockhaus Verlag

Im nächsten Heft:

Das Fest der Hunde

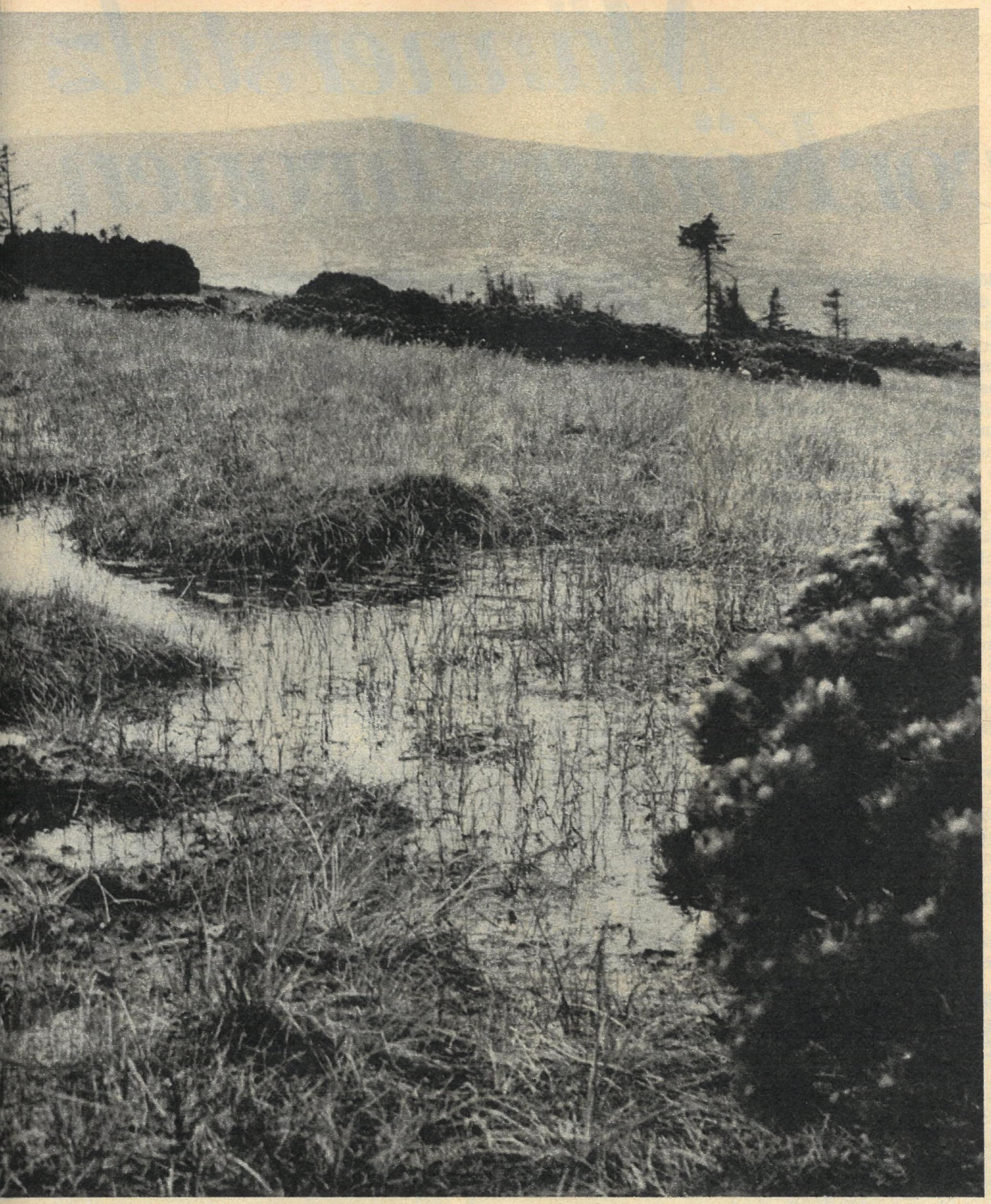
Nationalparks im Riesengebirge

Das Riesengebirge im Verband der Sudeten ist das höchste Mittelgebirge in Zentraleuropa. Mit seinen Gipfeln und Kammflächen ragt es weit aus der für Mittelgebirge charakteristischen Waldstufe heraus. Auch durch die Reichhaltigkeit seiner landschaftlichen Formen unterscheidet es sich von anderen Gebirgen ähnlicher Größenordnung. Da gibt es unvermittelt bis zu vierhundert Meter steil abfallende Einsenkungen, Gründe oder Gruben genannt, die einst durch Gletscher ausgehobelt wurden. In einigen dieser Gletscherkare befinden sich heute Seen, wie der Große und der Kleine Teich sowie die Teiche in den Schneegruben auf polnischer Seite. Besonders eindrucksvoll der Abfall zur Elbegrube und die gewaltige Einsenkung der Upská jáma auf tschechischer Seite. Diesen steilwandigen Kesseln stehen schroff aufragende Felsbildungen gegenüber, an erster Stelle die Znežká (Schneekoppe), die sich

1602 Meter über den Meeresspiegel erhebt. Nur wenig niedriger sind die Gipfel Violik (Veilchenspitze) mit 1472 und Szrenica (Sturmhaube) mit 1362 Metern. Auf ihren windgefegten Geröllfeldern kann sich nur eine spärliche, hauptsächlich aus Flechten bestehende Pflanzendecke halten. Kahl und nackt erhebt sich auf dem Hauptkamm eine ganze Reihe kleinerer Felsbildungen, deren wunderliche Formen die Phantasie des Volkes immer wieder beschäftigt haben; das

Über den Schutz seltener Pflanzengemeinschaften – ausgewählte Beispiele vom Territorium sozialistischer Länder

Landsc



bezeugen Namen wie Mädelsteine, Quarksteine, Mittagssteine oder Steinmännchen.
Im Anschluß an Schotterfelder und Felsschroffen bildete die Bergkiefer, auch als Knieholz bezeichnet, oberhalb 1250 Meter einst einen nahezu geschlossenen Krummholzgürtel. Talwärts folgte Bergmischwald mit Buche, Tanne, Fichte und Bergahorn. Das Riesengebirge war ein ausgesprochen siedlungsfeindliches Waldgebirge. Anfänge des Erzbergbaus gehen bis ins zwölfte Jahrhundert zurück, doch diese Wirtschaftstätigkeit blieb auf den Gebirgsrand beschränkt. Als der Bergbau im siebzehnten, achtzehnten Jahrhundert zum Erliegen kam, blühten die Glashütten auf; ihr Holzbedarf war nicht geringer, ganze Wälder verschwanden. Mit der Aufforstung verödeter Waldflächen setzte sich immer mehr die Fichte durch. Krummholz- oder Knieholzdickichte überdauerten die Zeitläufe als kaum nutzbares „Wildgewächs", erst im siebzehnten Jahrhundert wurden sie auf ebeneren Lagen gerodet, um Weideland zu gewinnen. Es entwickelten sich die sogenannten Baudenwirtschaften, vergleichbar den Sennwirtschaften in den Alpen. Anstelle der Krummholzdickichte breiteten sich Borstgraswiesen aus, in denen eine Fülle seltener Gebirgspflanzen günstige Lebensbedingungen fand. Einzig die Moore des Riesengebirges blieben als „wirtschaftlich wertlos" durch die Jahrhunderte fast unberührt.

3

Mit dem Aufkommen des Fremdenverkehrs ging die Baudenwirtschaft mehr und mehr zurück. Nach dem zweiten Weltkrieg schließlich war die landwirtschaftliche Nutzung der Borstgrasmatten völlig eingestellt worden. Nun trat der Naturschutz auf den Plan. Zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten hatten zuvor die Einmaligkeit des Tier- und Pflanzenlebens im Riesengebirge unterstrichen und auf die Notwendigkeit von Schutzmaßnahmen hingewiesen. Vor allem die Moore des Gebirges entpuppten sich als wahre Fundgrube für Botaniker und Zoologen. Man entdeckte verschiedene Pflanzen, insgesamt neunundzwanzig, die nur im Riesengebirge vorkommen und sonst nirgends auf der Erde.
Im Jahre 1963 wurde eine 38 500 Hektar große Fläche auf tschechischer Seite zum Nationalpark erklärt. Ein polnischer Anteil von 5508 Hektar hatte bereits 1959 diesen Status erhalten. Mit der Einrichtung der Nationalparks wurde gleichzeitig eine Reihe streng geschützter Reservate ausgewiesen, zu denen in erster Linie die Moore im Quellgebiet der Elbe und Upa (Aupa) gehören. In diesen Mooren wächst als botanisches Kleinod die Moltebeere, eine krautige Verwandte unserer Himbeere, die ebenfalls eßbare Früchte trägt. Die Moltebeere mit ihren marmorierten, tütenförmigen Blättern (im Bild unten links, unter einem Busch von Bergkiefern) wird zu den echten Eiszeitrelikten gezählt. Die niedrige Pflanze ist in Mooren und Tundren Nordeuropas weit verbreitet, in Mitteleuropa jedoch kennt man nur wenige Fundorte. Ähnlich ergeht es einem kleinen Vogel, dem Rotsternigen Blaukehlchen aus der Verwandtschaft der Drosseln („rotsternig" bezeichnet einen entsprechenden Fleck in dem leuchtend blauen Brustgefieder). Es war geradezu eine Sensation, als Ornithologen 1978 diese Vogelart in den Mooren an der Elbequelle brütend feststellten. Das Rotsternige Blaukehlchen, in Zentraleuropa nur aus den Alpen in wenigen Paaren als Brutvogel nachgewiesen, ist eigentlich in den Gebirgstundren Skandinaviens zu Hause. Der Bestand im Riesengebirge ist sehr klein, er existiert hier in 1400 Meter Meereshöhe unter extremen Bedingungen. Die Obhut in den Moor-Reservaten trägt dazu bei, das Überleben dieser Vögel und anderer „Naturdenkmäler" aus Tier- und Pflanzenreich zu sichern.

Dr. Lebrecht Jeschke (Text und Fotos; Zusatzfoto H. Müller)

haft in unserer Hand

Männerstolz vor Königsthronen

Kulturelle und politische Beziehungen der Gegenwart haben ihre Vorläufer. Verborgenem und Vergessenem in der Geschichte der deutsch-russischen, deutsch-sowjetischen Beziehungen nachspüren wollen die an dieser Stelle erscheinenden kleinen kulturhistorischen Feuilletons.

Historische Miniaturen

Geistige Begegnungen können Jahrhunderte oder Jahrzehnte auf Stundenmaß schrumpfen lassen; Zeit und Umstände trennen da nicht Leute, die in Idee und Strebung übereinstimmen. Als der siebzehnjährige Alexander Herzen eine Abhandlung über Schillers „Wallenstein" verfaßt, scheint es, der bewunderte und geliebte Dichter schaue ihm über die Schulter. Die Allgegenwärtigkeit des deutschen Klassikers in der Gedankenwelt des zukünftigen revolutionären russischen Demokraten ist eine Frucht früher Bekanntschaft mit deutscher Sprache und Literatur, aber auch mit dem Geist der Aufklärung und der Französischen Revolution, der im Werk Schillers, besonders in seinen Jugenddramen, wirkt. In dem für Preußen-Deutschland wie Rußland so schicksalhaften Jahr 1812 geboren, wird Alexander Iwanowitsch Herzen 35 Jahre später sein Vaterland verlassen, und zwar dort, wo sich Russen und Preußen einst in seinem Geburtsjahr gegen Napoleon verbündet hatten: in Tauroggen. Herzen kehrt nicht dem Land seines Vaters den Rücken. Er begibt sich in das Land seiner Mutter, die aus Stuttgart stammt, um hier und in anderen westeuropäischen Staaten für den Sturz der Selbstherrschaft zu kämpfen. Seine Mutter ist es, die ihm die deutschen Dichter nahebringt. Vorrang vor allen hat Friedrich Schiller (1759–1805), der nicht nur vergötterter Heros der deutschen Jugend, Ehrenbürger der Französischen Republik ist, sondern auch favorisierter ausländischer Dichter der russischen jungen Generation.

„Schiller blieb unser Liebling", berichtet der Schriftsteller und Philosoph Herzen über seine Jugendzeit, „die Personen seiner Dramen waren für uns wirklich existierende Persönlichkeiten." Karl Moor ist sein Ideal, der Marquis Posa, dessen „Männerstolz vor Königsthronen" ihn anfeuert, dem sich als „Weltgendarm" aufspielenden Zaren Nikolai vernichtende Wahrheiten ins Gesicht zu schleudern. Auch über Herzens Leben und Schaffen steht künftig das Motto, das Schiller über sein erstes Stück „Die Räuber" gesetzt hat: „In tyrannos". „Das Merkwürdige dabei war", schreibt Herzen, „daß unsere Träume fast alle mit Sibirien oder der Hinrichtung und kaum einmal mit einem Sieg endeten." Denn zu frisch ist die Erinnerung an jene fünf Galgen, an denen die Führer des Dekabristenaufstandes 1826 starben. In einem von ihnen, dem erst dreißigjährigen Dichter Rylejew, sieht Herzen einen russischen Schiller.

Einmal – nicht lange nach der grausamen Abrechnung des Zaren mit den Adelsrevolutionären, trifft sich Herzen mit Freund Ogarew, dem Lyriker, auf den Sperlingsbergen in Moskau, und sie legen ein Gelöbnis ab, nicht eher zu ruhen, bis daß die Tyrannei in Rußland ein Ende habe. Ein andermal, am gleichen Ort, da sie sich ihres Schwurs erinnern, lesen die Freunde sich gegenseitig Rylejews und Schillers Freiheitsverse vor. „Schiller! Ich segne Dich!" schwärmt Herzen in seinen „Aufzeichnungen eines jungen Mannes", „Einen Altar habe ich Dir in meiner Seele errichtet! Du bist der Dichter der Jugend! Du hast den gleichen schwärmerischen Blick, der allein auf das Kommende gerichtet ist... die gleichen edlen energischen, hinreißenden Gefühle, die gleiche Liebe zu den Menschen und die gleiche Sympathie für die Gegenwart..." Diese unserer Zeit vielleicht etwas überschwenglich vorkommende jugendliche Begeisterung für den Dichter der „Räuber" und des „Don Carlos" entsprang zweifelsohne einer idealischen Grundanschauung und noch mangelnder Lebenskenntnis, weshalb dem enthusiasmierten Jüngling auch die Weisheit und Daseinsfülle im Werk Goethes Furcht einflößte. Freilich wird schon bald die unkritische, auch in Deutschland damals übliche „Schillerei" durch eine sachlichere Einschät-

Alexander Herzen im Jahre 1847
Lithographie L. Noel

Schiller-Haus in Leipzig. Hier schrieb der Dichter das „Lied an die Freude" und Teile des „Don Carlos" 1785

Wohnstube im Schiller-Haus

zung überlagert. An die Stelle romantischen Schwarmgeistes und anarchischer Rebellion tritt eine von wachsender Einsicht in gesellschaftliche Zusammenhänge geprägte kritische Betrachtung. Diese allmähliche Wandlung bedeutet für Herzen keineswegs eine Abkehr. Er beginnt nur sein Jugendidol in einer anderen, völlig neuen Beleuchtung zu sehen. Sein Dichter selbst hilft ihm dabei; auch für diesen ist die gewaltige genialische Gärung, der individualistische Barrikadenkampf ausgestanden – sie machen einer aus dem Subjektiven ins Objektive strebenden Sicht auf den Gang der Weltgeschichte Platz. „Ich wollte, daß ich zehn Jahre hintereinander nichts als Geschichte studiert hätte," ruft Schiller in einem Brief an Körner aus, denn der Kurs auf historische Stoffe, beginnend bei „Fiesco", besonders die jahrelange Arbeit am „Don Carlos" hatten ihm nahegelegt, sich umfassend und systematisch, hauptsächlich in Hinsicht auf literarische Verwertbarkeit, mit dem Studium der Universalgeschichte zu befassen. Unmittelbares Ergebnis dieser gründlichen Aneignung weltgeschichtlicher Prozesse waren die Meisterstücke wissenschaftlich-künstlerischer Geschichtsdarstellung wie die „Geschichte des Abfalls der Niederlande" und die „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges", schließlich die Reihe der großen Geschichtsdramen, vornehmlich die „Wallenstein"-Trilogie, die Goethe bei ihrem Erscheinen auf dem Theater als ein „seltenes Meisterwerk" der Weltliteratur feierte. Der äußerst fruchtbare Gedankenaustausch dieser beiden Klassiker führte wechselseitig zu den schönsten Resultaten. Schiller gewinnt aus ihm vielfältige Anregungen, er verändert sich, wie Goethe erstaunt feststellte, von Tag zu Tag, er ist immer auf der Suche nach neuen Erkenntnissen, immer ein anderer, aber immer auch Idealist in seinem Geschichtsverständnis.

Alexander Herzen kann in vielen Fragen seinem Dichter nicht stets folgen, denn er selbst dringt, von den Philosophen Hegel und Feuerbach beeinflußt, zu einer materialistischen Wirklichkeitssicht vor. Goethe, einst unbegriffen, zieht ihn jetzt in Bann. „Um Goethe und Shakespeare verstehen zu können, müssen sich zuvor alle Fähigkeiten entfaltet haben, muß man das Leben kennen, bittere Erfahrungen hinter sich haben, muß man selbst das leidvolle Los Fausts, Hamlets, Othellos durchleben; um mit Schiller mitzufühlen, bedarf es nur des Strebens zur Tugend, der heißen Sympathie für das Erhabene."

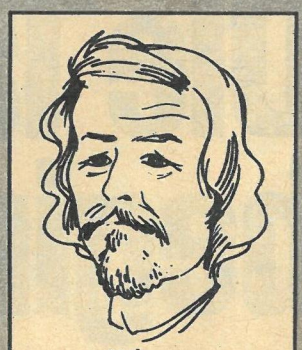
Das leidvolle Los traf Herzen das erste Mal als Student der Moskauer Universität. Er wird verhaftet. Seine Teilnahme an oppositionellen Studentenzirkeln wird ihm angekreidet. Man glaubt genug Gründe zu haben, an seiner Loyalität dem Zaren gegenüber zu zweifeln. Schillers literarische Anwesenheit in den Debatten der Freunde scheint der Behörde zu genügen, Schillers Forderung, dem Marquis Posa in den Mund gelegt, „Sire, geben Sie Gedankenfreiheit!" ist suspekt. Staatsgefährdende Handlungen Herzens aber lassen sich nicht nachweisen. Dennoch wird er in die Verbannung geschickt.

Fünf Jahre muß er da ausharren. Und wieder ist es Schiller, der ihn über die Ödnis und die Demütigungen dieser Zeit erhebt, mit dem er Zwiesprache hält, mit dem er leidet, streitet und triumphiert. Nach Moskau zurückgekehrt, ist er ein anderer geworden. Jetzt weiß er, was er will. Im Kreis neuer und alter Freunde, unter ihnen der Theoretiker des kritischen Realismus Belinski und der Anarchist Bakunin, profiliert er sich zu einem führenden Kopf der revolutionären Demokraten, zum materialistischen Philosophen und Schriftsteller, zum „größten Denker seiner Zeit", wie Lenin ihn nannte. In diesen Jahren zeichnet sich Herzens Zukunft ab. Sie beginnt mit diesem Januartag des Jahres 1847, da er die Grenze bei Tauroggen passiert – ein politischer Emigrant wie ehemals der Karlsschüler Schiller, der vor den Repressalien seines tyrannischen Herzogs fliehen mußte. Wie so vielen Russen dieser gärenden Epoche, schon ein Jahr später flammen überall in Europa die Brände der 48er Revolution auf, bleibt der Dichter Friedrich Schiller für Herzen zeitlebens ein treuer Freund.

Helmut Zemke

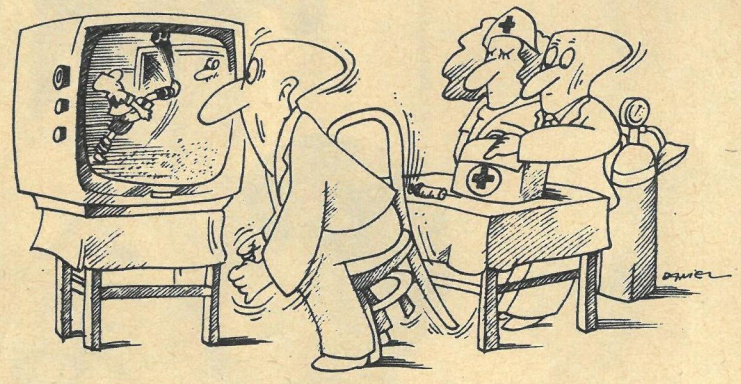
Fotos: R. Funck, ADN-ZB/Gahlbeck

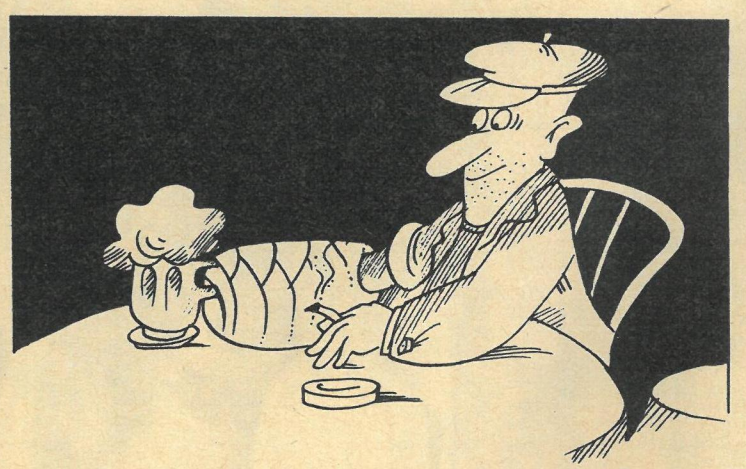
Neprakta, Ceplecha, Pospichal, Bape – zu diesen Sternen erster Ordnung am Prager Karikaturistenhimmel gehört auch Jiří Daniel, Chefgestalter bei „Dikobraz", der Heimat der besten tschechischen Zeichner. Nebenher illustriert er Bücher, gestaltet Film- und Fernsehserien. Goldmedaillen und erste Preise bestätigten dem 38jährigen internationale Anerkennung.

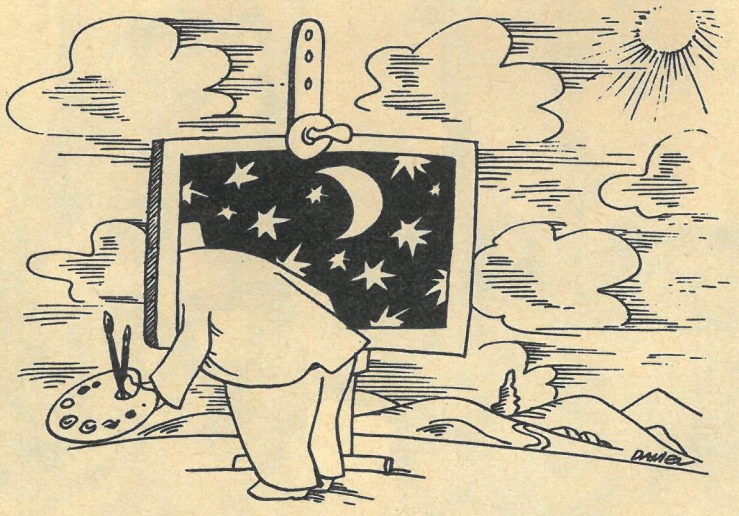


JIŘÍ DANIEL

Prager Blickwinkel







Die Tanzstunde beginnt mit Papa

Nelke ins Haar und noch ein bißchen Glanz auf die Lippen. Cristobalina macht sich bühnenfein. David reicht ihr den Arm; gleich wird das Berliner Publikum eine Ahnung davon bekommen, was es in Kuba heißt zu tanzen. Vom Temperament ihrer mitteleuropäischen Gastgeber scheinen die beiden nicht allzu überzeugt zu sein. „Bei solchem Wetter aber auch", räumen sie nachsichtig ein. „Zu Hause tanzen wir ganze Nächte lang, hier macht uns schon ein Auftritt zu schaffen. Kälte ist anstrengend."
Im Saal jedoch wird es immer wärmer. Das machen die Rhythmen des Orchesters „Aragón" aus Havanna, der Danzón, der Casino, der Cha-Cha-Cha. Kubanische Zuschauer tanzen bereits zwischen den Reihen, immerhin rutschen aber auch die Berliner schon auf ihren Klappsitzen hin und her, wippen mit den Füßen, trommeln mit den Fingern.
„Musizieren und Tanzen und Leben sind eins bei uns in Kuba", erklärt Gladys González, die künstlerische Leiterin dieser Tournee von „Aragón" mit der Sängerin Anna Linares, den Tanzpaaren Cristobalina und David, Rebeca und Miguel Angel. „Die Conga oder den Mambo tanzt man in Matanzas anders als in Oriente, aber wenn aufgespielt wird, weiß jeder Kubaner, wie er sich zu bewegen hat. Wir lernen das wie Sprechen und Laufen. Ich kenne keine Ausnahme." Gladys González muß es wissen. Sie arbeitet als Choreographin für das kubanische Fernsehballett, das Nationalballett und das Folkloreensemble, jede Woche gibt sie mit ihrem Mann Antonio im Fernsehen eine Stunde Gesellschaftstanz. „Gesang und Tanz gehörten zu unseren Befreiungskämpfen, sie gehören heute zu unseren Demonstrationen, Arbeitseinsätzen, Versammlungen und Festen. Ein bißchen davon wollen wir hier zeigen."
Rebeca und Miguel Angel führen atemberaubend vor, was man unter dem Cha-Cha-Cha in seinem Ursprungsland versteht, wo niemand

Volkstanz und Gesellschaftstanz voneinander trennen mag.
Als „Erfinder“ des Cha-Cha-Cha in den fünfziger Jahren gilt der Musiker Enrique Jorrin. Entstanden aber ist er wie jeder Tanz, der in Kuba populär wurde, im Volk. Zuerst waren da die Geräusche der Rhythmusinstrumente, der Klang des Guiro: Mit einem Stab wird über eine geriffelte Holzfläche gestrichen. Andere Instrumente kamen dazu, schon war eine neue Musik geboren. Und wo in Kuba eine Musik ist, da ist gleich auch ein Tanz. Drei schnelle, hörbar über den Boden schleifende Schritte ahmen Rhythmus und Klang des Guiro nach, zwei feste Schritte beenden den Takt. Das tanzte man auf den Straßen. Enrique Jorrin, der noch heute Cha-Cha-Cha-Melodien schreibt, entwickelte es zum Stil, Choreographen taten das Ihre. Und das Orchester „Aragón“, seit vierzig Jahren eines der berühmtesten Kubas, exportierte den Cha-Cha-Cha per Piano, Violine, Cello, Flöte, Gitarre und natürlich per Rhythmusinstrumenten in alle Welt. Er gehört heute zum lateinamerikanischen Programm jedes Tanzturniers.
„Allerdings“, meint Gladys González, „ist Cha-Cha-Cha in Europa etwas anderes als in Kuba. Das unterschiedliche Temperament macht einfach Unterschiede auch in der Art sich zu bewegen.“ Unsere Tänze sind eben andere, entgegnen wir vorsichtig. Aber auch dieser Trumpf sticht nicht gegen lächelndes kubanisches Selbstbewußtsein: „Wir haben durchaus auch Talent zur Polka. Und ehe ein junges Mädchen in Kuba seine erste Tanzstunde besucht, lernt es traditionell und auf jeden Fall mit dem Papa – den Wiener Walzer.“

Constanze Treuber (Text)
Volker Hohlfeld (Fotos)

Gennadi Djatschkow

KASBEK

Die erste Jagd

Der junge Schriftsteller Gennadi Djatschkow (1946–1983) stammt aus dem kleinen jukagirischen Dorf Nelemnoje an der oberen Kolyma. Die Jukagiren waren bis in die zwanziger Jahre ein vom Aussterben bedrohtes nomadisierendes Jägervolk ohne Schriftsprache. Nach der Oktoberrevolution wurden Dörfer geschaffen, damit die Familien der Jäger seßhaft werden konnten. Der Vater Djatschkows verbrachte das halbe Jahr auf Jagd in der Taiga, Gennadi und seine sechs Geschwister, die Mutter und Großmutter lebten im Dorf und ernährten sich vom Fischfang.
Während seines Dienstes in der Pazifikflotte begann Djatschkow kurze Erzählungen und Gedichte für die Armeepresse zu schreiben. In Krasnojarsk studierte er am Radiotechnischen Institut und besserte sein Stipendium als Zugbegleiter bei der Transsibirischen Eisenbahn auf. Wenn man zwei Wochen vom äußersten Ende der Sowjetunion nach Moskau fährt, lernt man Land und Menschenschicksale kennen. Diese Erfahrungen bestärkten Djatschkow in dem Entschluß, sein technisches Studium abzubrechen und sich in Moskau an der philologischen Fakultät der Lomonossow-Universität zu bewerben. Er war von seiner Mission als erster Schriftsteller seines Volkes überzeugt, schloß 1978 sein Studium mit Auszeichnung ab und verfaßte in diesen Jahren die autobiographische Novelle „Kasbek", die wir im Auszug vorstellen, einige Erzählungen und zwei Bühnenstücke über brennende Jugendprobleme des Moskauer Studentenmilieus. Seine Kurzprosa erschien in der Literaturzeitschrift „Polarstern". Der Erfolg spornte Gennadi Djatschkow an, Drehbücher zu schreiben und Kurse am Allunionsinstitut für Kinematographie zu besuchen. Die vielversprechende Laufbahn des jungen Schriftstellers wurde durch seinen frühen Tod jäh unterbrochen.

Es war Juni, die Zeit, da der Eisgang auf dem Fluß aufgehört hatte und die meisten Jäger sich ständig auf der Jagd befanden, als sich gegenüber der Schule, in der Nähe der kleinen Sandinsel, ein Schof Enten niedergelassen hatte. Die Kinder der Siedlung waren schrecklich aufgeregt, die einen liefen einfach den Erwachsenen hinterher, die anderen warfen Steine nach den Enten. Die Entfernung zu ihnen war aber recht groß, deshalb blieben sie völlig ruhig auf dem Wasser sitzen und tauchten nur hin und wieder ihre Köpfe hinein.

Ich flitzte zum Speicher. Dort lag, wie ich wußte, Vaters Kleinkalibergewehr. Für alle Fälle hatte ich einige Patronen versteckt. Die Großmutter ahnte, wohin ich wollte, und setzte mir nach:

„Wohin, du Bandit? Wirst noch die Leute erschießen!" „Enten! Die Enten!" rief ich ihr zu, während ich das Gewehr schon hinter mir her zog. Es war sehr lang, länger als ich. Mehrere Male hatte ich schon damit geschossen. Zog ich den Kolben in meine Schulter ein, reichten meine Finger kaum bis zum Abzug. Ich hockte mich nieder, schob den Gewehrkolben unter den Arm und zielte auf eine der Enten, die nur als schwarze Punkte zu sehen waren. Ich verschoß alle Patronen, die ich besaß. Während ich schoß, sah ich sogar kleine Fontänen in der Nähe der Enten aufsteigen. Die jedoch schien mein Schießen überhaupt nicht zu stören, lediglich der Lärm ließ sie etwas unruhig hin und her schwimmen. Die Großmutter stand die ganze Zeit neben mir und murmelte bei jedem Schuß auf jukagirisch: „Lieber Gott, hilf!"

In diesem Augenblick krachte ein Schuß aus einer Schrotflinte. Durch den weißgrauen Pulverdampf bemerkte ich ein leichtes Jägerboot, das sich am gegenüberliegenden Flußufer entlang zu den Enten schlich. Schwerfällig nur erhoben sich die Enten in die Luft, bis auf zwei oder drei, die leblos, mit ihrem weißen Bauch nach oben, auf dem Wasser trieben. Als das Boot endlich herübergekommen war, stieg Großmutter zur Anlegestelle hinunter und sprach mit einem lustigen rundgesichtigen jungen Mann, der Ilja hieß. Nach dem Gespräch kam sie wieder herauf, wobei sie feierlich auf den ausgestreckten Armen einen toten Erpel trug.

„Schau", sagte sie, „den hast du selbst geschossen. Das hat mir Ilja erzählt."

Vor Freude begann ich zu tanzen. Mit dem Kleinkalibergewehr stampfte ich den Takt dazu, als hätte ich einen Speer in den Händen. Auch Kasbek, unser kleiner Hund, sprang in wilder Freude um mich herum. Seine Nasenflügel blähten sich vor Neugier. Gar zu gern wollte er die Ente beschnuppern.

„Wie gehst du mit dem Gewehr um?!" schimpfte die Großmutter. „Wenn es nun auf einmal losgeht und jemanden erschießt?" In der nächsten Minute war ihr Zorn schon wieder verraucht, und sie strahlte übers ganze Gesicht: „Jetzt bist du ein richtiger Jäger!" sagte sie feierlich.

Am Abend reichte mir die Mutter die besten Stücke des Entenbratens, die Schultern und eine Keule. Liebevoll betrachtete mich auch Großmutter, und alle gaben sich viel Mühe, mir diesen Abend unvergeßlich zu machen. Meine Schwester brannte zwar vor Neid, sah mich aber dennoch ehrfurchtsvoll an…

Seit jenem Tag sind viele Jahre vergangen, und heute quälen mich Zweifel. Hatte ich damals wirklich die Ente geschossen, oder war es Ilja? Worüber haben Großmutter und er gesprochen? Doch jetzt noch die Wahrheit zu ergründen war es zu spät. Großmutter starb, als sie fünfundneunzig Jahre war. Ilja verunglückte tödlich während einer Bootsfahrt. Wie auch immer, damals jedenfalls war ich davon überzeugt, die Ente geschossen zu haben. Und noch heute erinnere ich mich der Wasserfontänen, die neben den Enten aufgesprungen waren.

Im selben Monat lehrte Vater uns – Kasbek und mich –, wie man sich in einem schwimmenden Boot verhält. Zuerst setzte er mich allein ins Boot, das unter mir hüpfte wie ein störrisches Pferd unter einem unerfahrenen Reiter. „In einem Boot sitzt man ruhig und dreht sich nicht nach allen Seiten", erklärte mir Vater, „sonst findest du dich plötzlich im Wasser wieder." Sodann fuhren wir mit Vater zusammen. Ich saß hinter ihm und wagte mich nicht zu rühren. Ängstlich beobachtete ich, wie wir uns vom Ufer weg zur Mitte des Flusses hin entfernten. Rings um uns kaltes und dunkles Wasser, das scheinbar keinen Grund hatte. Ich dachte: Wie können die Fische nur in diesem kalten, dunklen Wasser leben? Wenn wir umkippen, muß ich mich ans Boot klammern, denn es ist aus Holz und geht deshalb nicht unter. Und Vater würde mich dann retten. Für mich war Vater allmächtig.

Als wir schließlich Kasbek mit ins Boot genommen hatten, Vater hatte ihn vor sich hin gesetzt, kippten wir seinetwegen augenblicklich um, nicht weit vom Ufer. All das gehörte aber offenbar zum Lehrprogramm und wunderte Vater keineswegs.

„Yt ssaapa (Verdammter Hundedreck)!" fluchte Vater auf jukagirisch. Mit dem Hund redete er entweder jakutisch oder jukagirisch. „Syt, syt, syt (Leg dich)!" rief er Kasbek auf jakutisch zu, als wir, völlig durchnäßt, wieder im Boot saßen. „Codok, chodok (Leg dich)!" wiederholte er dasselbe auf jukagirisch. Schnell hatte Kasbek begriffen, was man von ihm wollte, da auch ich dasselbe noch auf russisch rief. Im letzten Jahr hatte ich Kasbek beigebracht, die Pfote zu geben, meine Sachen im Maul zu tragen, sich auf Kommando hinzulegen und, wenn es nötig war, anzuschlagen.

Am folgenden Tag fuhren Vater und ich mit zwei Hunden an einen der Taigaseen, um Enten zu jagen und Karauschen zu fangen. Als Lehrer für Kasbek nahmen wir unseren alten Hund Laska (Zärtlichkeit) mit. Dieser Name paßte gar nicht zu ihm. Erstens war es ein Rüde, und zweitens war er überhaupt nicht zärtlich. Außer Vater respektierte er niemanden. Meine Liebkosungen nahm er nur widerwillig hin. Streichelte ihn aber der Vater, war er entzückt.

Drei Tage lang wollten wir in der Taiga bleiben. Das Boot war, nachdem wir alles verstaut hatten, ganz offensichtlich überladen: Zelt, kleiner eiserner Ofen, ein Sack mit Fischernetzen, Lockenten aus Gummi, Verpflegung und ein Gewehr mit der notwendigen Munition. Für die Hunde blieb kaum noch Platz. Wir fuhren stromaufwärts. Anfangs winselte Kasbek kläglich, doch bald sprang er von sich aus ins Wasser und wollte uns nachschwimmen, wurde aber von der Strömung immer weiter abgetrieben.

„Papa, laß uns Kasbek zurückholen", bettelte ich.

„Kommt nicht in Frage, er soll sich an Laska ein Beispiel nehmen."

Der lief indessen seelenruhig am Ufer hinter uns her. „Kasbek, zurück, am Ufer entlang!" schrie ich, als könnte er mich verstehen. Als der Hund sah, daß er uns im Wasser niemals einholen würde, sprang er ans Ufer und flitzte winselnd und kläffend zu Laska. Der suchte sich die bequemsten Wege aus, umging Steinhaufen, Hügel und Schilfbuchten. Traf er auf Steilufer, kraxelte er hinauf und lief auch dort wieder die ausgetretenen Pfade entlang. Kasbek dagegen lief aufs Geratewohl, jammerte fürchterlich, wenn er irgendwo steckenblieb, rutschte gar steile Hänge hinunter, nur, um uns ja nicht aus den Augen zu verlieren. Sein Gewinsel und Bellen waren mal näher, mal weiter entfernt zu hören. Um ihn zu beruhigen, rief ich immer wieder seinen Namen, bis Vater mich unterbrach: „Hör auf! Dein Kasbek wird schon nicht verlorengehen. Laska ist ein prima Lehrer für ihn."

Wir legten an einer flachen, versumpften Stelle, nicht weit von der Mündung eines kleinen Bächleins, an.

„Von hier aus bis zum See sind es noch etwa dreihundert Meter. Wir werden das Boot bis dorthin ziehen", erklärte Vater und zog einen dicken Strick nebst zwei Hundegeschirren aus dem Boot. Der herbei-

gelaufene Laska ließ sich bereitwillig das Geschirr anlegen, während Kasbek nicht begriff, was man von ihm wollte. Auch war ihm das Geschirr viel zu groß. Das Boot ließ sich leicht über das feuchte Gras ziehen, abgesehen davon, daß Kasbek ständig über seine eigenen Beine stolperte. Ich trieb ihn an: „Vorwärts, Kasbek, los!“

Bald waren wir am Ufer eines langgezogenen Sees. Man sah, daß hier irgendwann einmal ein Zelt gestanden hatte, denn es lagen lange Stöcke herum, Pflöcke waren noch eingeschlagen und ein größerer Haufen trockenen Holzes zusammengetragen. Ziemlich hoch an einem Baumstamm hing ein kleines Säckchen aus Zeltleinwand.

„Papa, guck mal, da haben sie ein Säckchen vergessen“, rief ich.

„Das hat man absichtlich dagelassen für den Fall, daß jemand in Not gerät. Es ist ein alter Jägerbrauch. In dem Säckchen findest du Zwieback, eine Schachtel Zündhölzer, Tee, Zucker und Salz.“

In einem unbewachten Augenblick kletterte ich zu dem Säckchen hoch und nahm es ab. Ich öffnete es und sah, daß da wirklich alles war, was Vater gesagt hatte, und alles gut eingepackt, damit es der Regen nicht aufweichen konnte. Heimlich zog ich aus unserem Verpflegungsrucksack eine Handvoll Bonbons und steckte sie zu den anderen Lebensmitteln in den Beutel. Heimlich hängte ich ihn auch wieder an die alte Stelle. Sollte der nächste Jäger ruhig Bonbons zum Tee lutschen.

Schnell bauten wir das Zelt auf, genauer gesagt, baute Vater es auf. Wie immer, wenn ich ihm mit besonderem Eifer helfen wollte, störte ich ihn mehr, als ich ihm half. Nachdem er mich geheißen hatte, ein Feuer zu machen und darauf Wasser zu kochen, fuhr Vater mit dem Boot auf den See hinaus, um Netze für die Karauschen auszulegen. „Du wirst sehen“, sagte er, „ehe das Wasser anfängt zu kochen, werde ich schon die ersten Fische bringen.“ Und es kam auch so. Schnell und geschickt säuberte und zerlegte er die Karauschen, während ich mich anstrengen mußte, mit nur einem Fisch fertigzuwerden. Ständig entglitt er meinen Händen. Auch mit dem zweiten ging es mir so.

Indessen prasselte lustig das Feuer, über das ich den Wasserkessel gehängt hatte. Der Vater nahm nun eine Prise Tabak, etwas Tee, ein wenig Zucker und warf alles ins Feuer. Dabei sprach er feierlich auf jukagirisch:

„Allmächtiges Feuer! Schenk uns eine erfolgreiche Jagd!“ Schweigend übergab er mir die Tüte mit dem Tabak, dem Tee und dem Zucker. Als ich ihn fragend ansah, sagte er: „Und nun du. Füttere du nun das Feuer!“ Auf mein „Warum?“ antwortete er: „Auch das ist eine alte Sitte unter Jägern. Denn nur dank des Feuers leben wir und sind satt.“ Ich konnte da nicht widersprechen und sah das Feuer jetzt mit ganz anderen Augen. Es knisterte fröhlich, als spräche es zu mir. Als ich den Zucker und den Tee ins Feuer warf, sprach Vater ebenso feierlich wie vorhin und wieder jukagirisch: „Lossil, jukoj schoma kes! (Feuer, ein kleiner Mensch ist gekommen, schenk ihm eine erfolgreiche erste Jagd!)“...

Das Essen war fertig, und wir aßen einige von den recht dicken und fetten Karauschen. Ich wurde sofort träge und wollte schlafen. Ich fragte den Vater, warum ich auf einmal so faul und schläfrig geworden sei, obwohl noch hellichter Tag herrsche. Der Vater schmunzelte nur und sagte: „Du hast dich eben an den dicken, faulen Karauschen sattgegessen, und nun hat sich ihre Faulheit auf dich übertragen. Die Fische tun ja auch weiter nichts als fressen und schlafen. Sie verkriechen sich tief im Schlamm wie du in das Hasenfell und schlafen. Siehst du, selbst Kasbek ist ganz ruhig und träge geworden.“ Und wirklich, der Bauch des Hundes hatte sich stark gebläht. Auch ihm hatte es offenbar geschmeckt. Als Kasbek seinen Namen hörte, wedelte er nur schwach mit dem Schwanz. Er hatte sich niedergelegt. Mit den Pfoten schützte er seine Schnauze gegen die Mücken. Allerdings sahen seine Vorderpfoten arg zerschunden aus. Deshalb fragte ich den Vater nach einer Binde oder einem Lappen. Der wußte aber sofort, wozu ich diese wollte, und besah sich aufmerksam die Verletzungen. Dann sagte er: „An einem Hund muß alles von selbst heilen. Er wird sich die verletzten Pfoten lecken, dann läuft er in den Wald, um irgendein Kraut zu fressen. Hunde, mein Kleiner, sind ihre eigenen Doktoren.“

Mühsam kroch ich in unser Zelt, deckte mich mit der Hasenfelldecke zu und schlief sofort ein. Mir träumte, ich wäre eine Karausche und dem Vater ins Netz gegangen...

Als ich erwachte, sah ich über mir Kasbeks Schnauze. Sein Atem schlug mir ins Gesicht. Ich stand auf und trat aus dem Zelt. Es war noch immer hell. Die Zeit der Weißen Nächte hatte begonnen. Ich schaute zum See und bemerkte die unbeweglich auf dem Wasser schwimmenden Lockenten aus Gummi. Am Ufer, hinter einem kleinen Strauch, saß der Vater. In den Händen hielt er die Schrotflinte. Neben dem Zelt lag ein Sack voller Karauschen. Auch der Eimer und der Wasserkessel waren voll davon. Als Vater mich bemerkte, fragte er lächelnd: „Na, du Karausche, hast du ausgeschlafen? Jetzt müssen nämlich gleich die Enten kommen. Die Netze habe ich schon eingeholt, Fische haben wir schon genug.“

In der Luft hörte man das Geräusch schlagender Flügel. Es rührte von einem Entenpaar, das tief über den Lockenten flog. Wir versteckten uns. Die Enten entfernten sich zunächst wieder, flogen dann aber geradewegs auf uns zu. Vater lud das Gewehr durch. „Die zweite muß man schießen, das ist ein Erpel“, flüsterte er. „Das Weibchen soll nur erst seine Jungen aufziehen.“

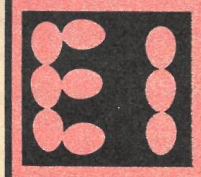
Ein Schuß krachte, und für eine Sekunde verschwanden die Enten im Pulverdampf. Dann jedoch sah ich den wie einen Stein mit zerzausten, ausgebreiteten Flügeln herunterfallenden Erpel. Noch war der Erpel nicht ins Wasser gefallen, als Laska schon im See war und in die Richtung der Lockenten schwamm. Ihm folgte der aufgeregte Kasbek. Laska schnappte die Ente und kam sofort wieder zum Ufer zurück, während Kasbek sich sinnlos auf der Stelle drehte. Dann wollte er wieder zu den Lockenten schwimmen, doch Vater und ich riefen: „Tscho! Tscho! Kasbek. (Pfui!)“ Er schreckte zurück und beeilte sich, ans Ufer zu kommen. Geschäftig kroch Laska aus dem Wasser und legte die Ente ins Ufergras. Nun ging er zur Seite und schüttelte

Fortsetzung auf Seite 41

Illustration: Karl Fischer

Alte Vögel sind schwer zu rupfen. Ein emanzipiertes Hühnchen bestimmt selbst, wann es gerupft werden möchte.

Gedicht vom



oder Osterzank

Empört sprach die Henne
zum Hasen: Bekenne!
Das heiß offerierte,
hier präsentierte,
bewunderte Ei
ist Hühnerprodukt!
Plus Schönfärberei.

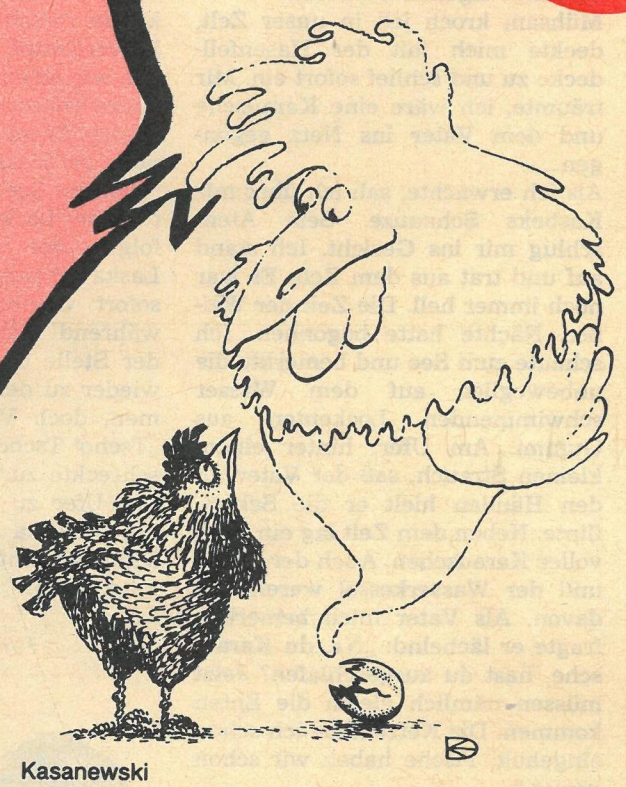
R. Pöhlig

Lust und
Liebe sind
die Fittiche zu
großen Taten.
Goethe

2 Wochenspruch

Redaktion: Karin Kopp,
Hannes Schreiber;
Grafik: Martin Kotsch

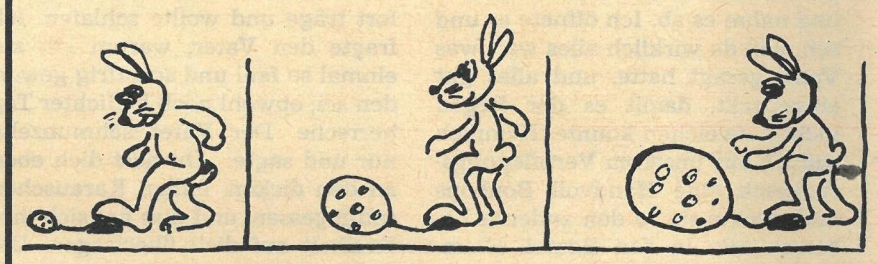
Es geschah am frühen Abend. Nur eine Gebärende war noch auf der Station, und auch sie entschied sich schnell. Die Ärztin nahm das Kleine in den Arm und sagte strahlend: „So ein Prachtjunge!" Das Neugeborene öffnete die Augen und sagte überzeugt: „Spartak wird Spitzenreiter!"
Die Ärztin bekam einen Schock. Stunden später erlitt die Säuglingsschwester einen hysterischen Anfall: „Sie stehen alle unter seinem Einfluß. Die ganze Nacht haben sie gebrüllt: ‚Spartak ist Favorit!' Tra-ta-ta-ta, Spartak!' Nur ei-



Kasanewski

Die meisten jungen Gänse lassen sich nicht

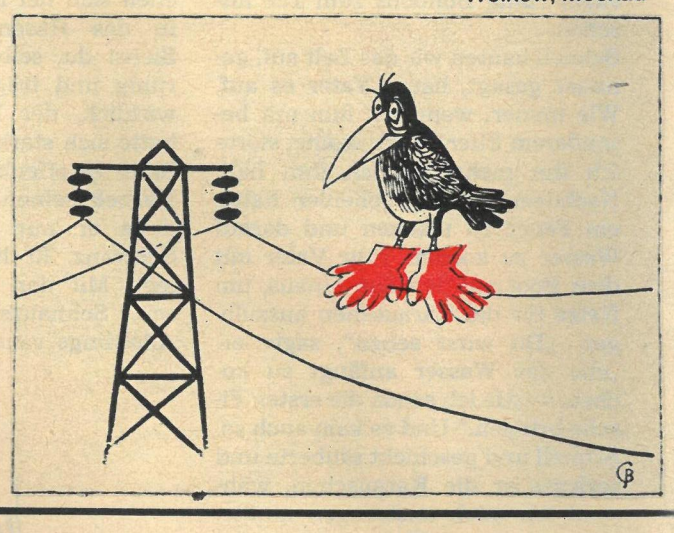
Dörck



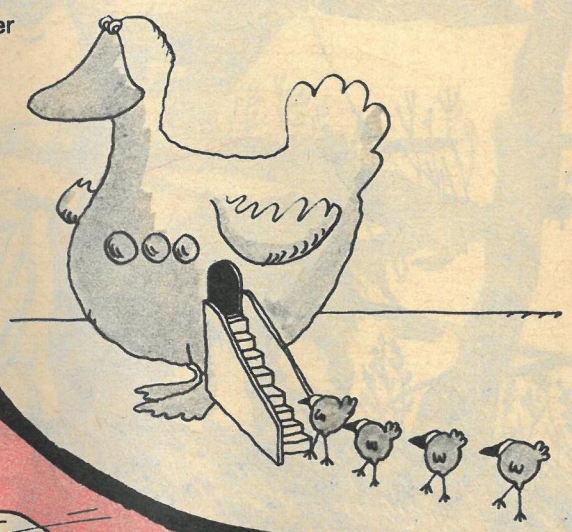
Steger

Dörck

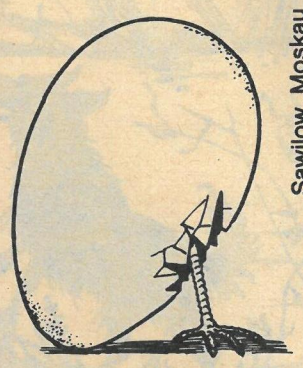
Wolkow, Moskau



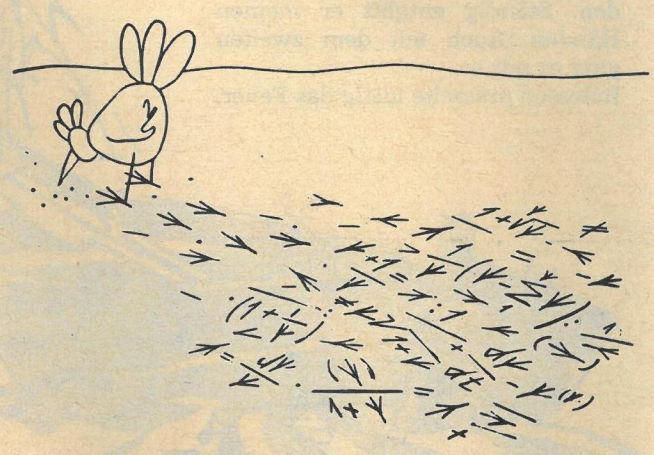
Schneider



Von welcher Art mag dieser Vogel sein?
Shakespeare



Sawilow, Moskau



Kopelnizki, Tschernowzy

Das Meer noch niemals größer ward, weil eine Gans das Wasser spart.

Georgi Moskwin

Ein kleiner Zwischenfall:

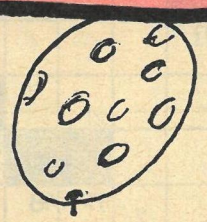
Vom Storch gebissen?

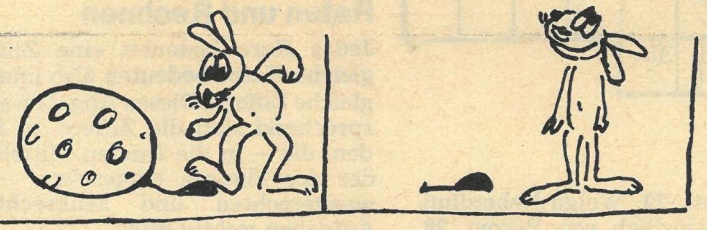
nes der Babys tanzte aus der Reihe und fiepte: ‚Das allerbeste der Kollektive ist unser eigenes – Lokomotive!' "
Kurz darauf stürzte der empörte Vater in die Klinik. „Was haben Sie mit meinem Sohn gemacht?" brüllte er. Die Ärzte erklärten, daß sie nichts damit zu tun hätten, es sei eine Angelegenheit der Gene. „Vielleicht ist es wirklich eine Angelegenheit der Gene", sprach der Vater finster.

„Aber warum ausgerechnet Spartak?", grübelte er und geriet wiederum aus dem Häuschen. „Lassen Sie mich sofort zu meiner Frau, ich muß Gewißheit haben..."
Man ließ ihn nicht. Wenig später erklärte das prinzipienfeste Baby, es würde sich nur in rot-weiße Windeln wickeln lassen. Natürlich erhielt es von allen Seiten Unterstützung. Vor der Mahlzeit skandierten alle einmütig „Spartak!" Auch der Anhänger von Lokomotive, der sich der Mehrheit gebeugt hatte. Die Mütter schluchzten. Der Chefarzt eilte herbei: „Was sagen die Spezialisten?"
„Nun, eine gewisse Anomalie, aber nicht beunruhigend!"
„Was?" brüllte der Professor, „nicht beunruhigend? Was seid denn ihr für Spezialisten? Spartak und Favorit? Dynamo wird Sieger! Und nur Dynamo!"

Aus dem Russischen von Adeline Thomas

einmal ungern rupfen.





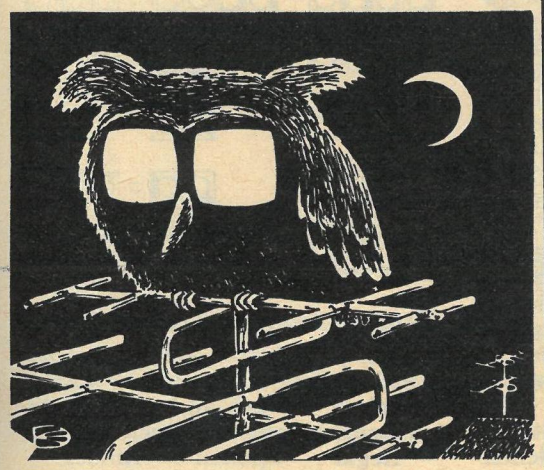
Kall, Tallinn

Hans und Grete

Nun hat die Gret den Hänsel!
Und Hans? Der hat ein Gänsel.

Wenn der Rabe schweigend essen könnte, so wär niemand, der es ihm mißgönnte.

Rollenhagen



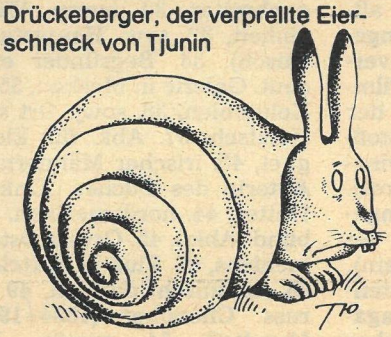
Kasanewski, Kiew

Eule und Star

Guten Tag, Frau Eule!
Habt ihr Langeweile? –
Ja, eben jetzt
solang ihr schwätzt.

W. Busch

Drückeberger, der verprellte Eierschneck von Tjunin



Bläser/Hinrich

Viaber, Kaunas

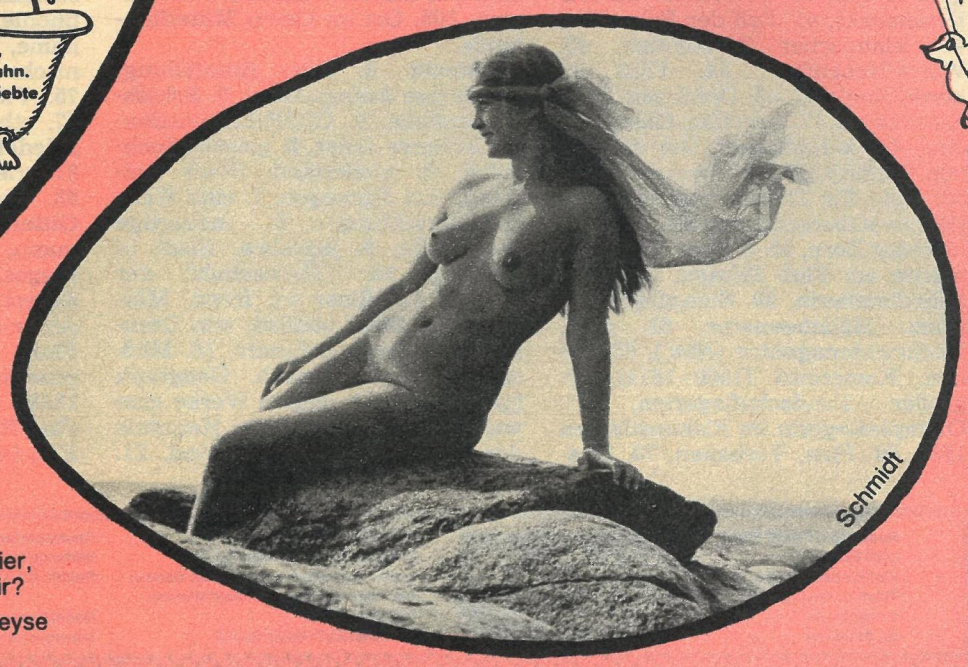
Sprach die Henne: Ach, ich armes Tier,
warum bloß kräht kein Hahn nach mir?

Heyse

Inständige Bitte

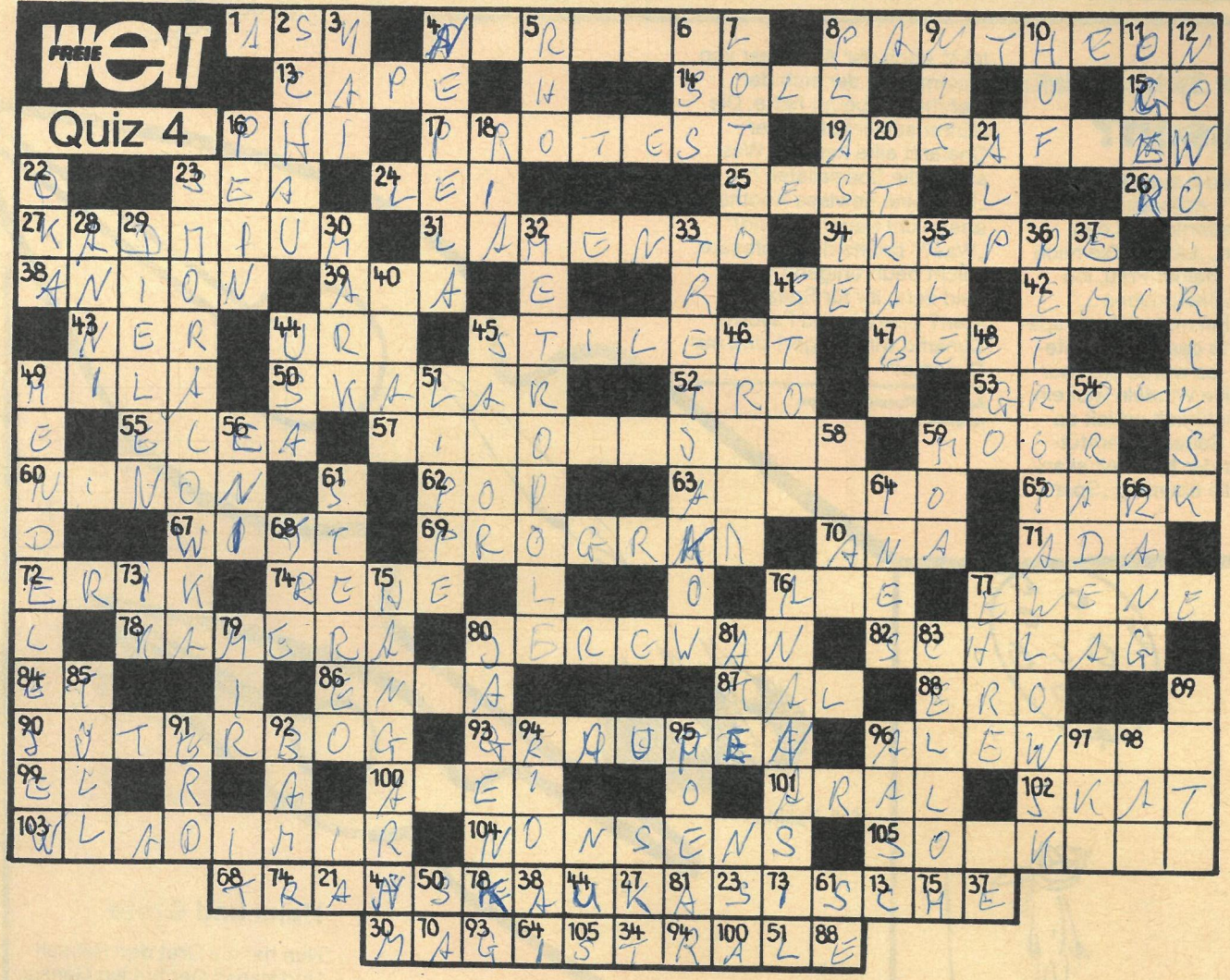
Liebes Gänschen, nur eine kleine Feder
aus deinem reinen, unbefleckten Gefieder,
nur eine Feder. Ich will dich beschreiben.
Und keine Angst, ich entlasse dich wieder.

Heyse



Freidanks Bescheidenheit

Die Ente lacht, weil die Gans so watschelt. sorbisch Kleinmut macht auch Mist.



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Abk. für Armee-Sportklub, 4. Bezeichnung für die auf driftenden Eisschollen befindlichen sowjetischen Forschungsstationen, 8. antiker Rundtempel in Rom für „alle Götter", 13. ärmelloser Umhang, 14. Planauflage, 15. altjapan. Brettspiel, 16. griech. Buchstabe, 17. svw. Einspruch, Widerspruch, 19. sowj. Komponist des Balletts „Die Flamme von Paris", 23. englisch: See, Meer, 24. Schiefer, Fels, 25. Prüfversuch, 26. Abk. für Rechenoperation, 27. chem. Element, silberweißes Weichmetall, 31. Wehklage (latein.), 34. stufenförmiger Verbindungsweg zw. zwei Ebenen unterschiedlicher Höhe, 38. negatives Ion, 39. Küstenort im NO Dänemarks, 41. Fell der Pelzrobbe, 42. islamischer Fürstentitel, 43. Warta-Nebenfluß, 44. Fluß im nördl. England, 45. Dolch mit Dreikantklinge, 47. bestellte Gartenfläche, 49. kanadischer Ort südöstl. von Calgary, 50. ein Aquarienfisch, 52. Abk. für Transformatorenwerk (Berlin-)Oberschöneweide, 53. verhaltener Zorn, 55. Ort im westl. Kamerun am Fluß Sabaga, 57. sowj. Schriftstellerin, 59. Sumpfland, 60. franz. Mädchenname, 62. poln. Nachrichtenagentur (Abk.), 63. italien. Komponist (1560–1614), 65. großer Landschaftsgarten, 67. Olympiasiegerin im Eiskunstlaufen 1984, 69. Plan, Vorhaben, 70. Zitatensammlung, 71. Mädchenname, 72. männl. Gestalt a. d. Oper „Der fliegende Holländer", 74. Waldtier (Mz.), 76. Angehöriger eines altnord. Göttergeschlechts, 77. Angehöriger eines den Ewenken verwandten Volkes i. d. SU, 78. Filmaufnahmegerät, 80. Hauptstadt der Armenischen SSR, 82. Hieb, Stoß, 84. lateinisch: und, 86. Provinzhauptstadt auf Sizilien, 87. sowj. Schachgroßmeister, 88. Operngestalt bei Gotovac, 90. Stadt im nördl. Fläming (Bezirk Potsdam), 93. Nahrungsmittel aus Gerstenkörnern, 96. Kap südl. von Magadan (sowj. Fernost), 99. spanischer Artikel, 100. Ob-Nebenfluß, 101. sowj. See in Mittelasien, 102. ein Kartenspiel, 103. Vorname des Dichters Majakowski, 104. svw. Unsinn, 105. Ort im Osten Mittelfinnlands.

Senkrecht: 2. svw. Ausstellung; großartige Aufmachung, 3. Schiffsanlegestelle, 4. ČSSR-Eiskunstläufer früherer Jahre, 5. griech. Buchstabe, 6. niederländ. Stadt südwestl. von Nijmegen, 7. eine Wettspieleinrichtung, 8. neuartige Werkstoffe, 9. jugoslaw. Stadt in Serbien, 10. „Hornschuh" der Pferde, 11. Riese im franz. Märchen, 12. Stadt südöstl. von Orenburg, 16. Qual, Schmerz, 18. Mädchenname, 20. griech. Geograph (gest. 19 u. Z.), dessen Werke eine wichtige Quelle für die Kenntnis der antiken Geographie sind, 21. Angsttraum, 22. Wolga-Nebenfluß, 23. Ort südöstlich von Pskow, 28. Mädchenname (Kosef.), 29. Fußbodenbretter, 30. europ. Währungseinheit, 32. svw. Hauptstadt (griechisch), 33. Begründer einer bedeut. Galerie in Moskau, 35. Fluß in Kolumbien, 36. sowj. Ort südl. von Kalatsch, 37. Abk. für Elektromagnet, 40. irischer Männername, 41. Autorin des Buches „Onkel Toms Hütte", 44. nordamerikan. Staatenbund (Abk.), 45. Ort im Osten Turkmeniens, 46. Fluß in Mittelengland, 48. lateinisch: das Ich, 49. bedeut. russ. Chemiker (1834/1907), 51. Mundteil, 54. rumän. Regionshauptstadt, 56. japan. Maler des 13. Jh., 58. Nebenfluß der Kura, 59. ausgestorbener Riesenvogel Neuseelands, 61. Kurzwort für Stereophonie, 64. spanischer Mädchenname, 66. Theaterplatz, 68. italienisch: drei, 73. Kama-Nebenfluß, 75. Flugzeughalle, 76. Südfrucht, 77. ethischer Begriff, 79. russisch: Frieden, 80. Forstwirtschaftsfläche, 81. griech. Göttin der Verblendung, 83. ein Streichinstrument, 85. ein Gittergewebe, 89. altröm. Staatsmann, forderte die Zerstörung Karthagos, 91. Stadt südwestl. von Budapest, 92. Kurzwort f. d. Baikal-Amur-Magistrale, 94. spanisch: Fluß, 95. nordamerikan. Dichter phantastischer Geschichten (1809–1849), 96. Tierkadaver, 97. Ort am Fluß Nepa im Krai Krasnojarsk, 98. Kap im SW Vietnams.

Vor rund einem Jahr machten wir Sie, liebe Leser und Rätselfreunde, mit dem im Bau befindlichen längsten Straßentunnel der Sowjetunion bekannt. Der Name dieses Tunnels, der durch ein Gebirge führt, ist unser heutiges Lösungswort, das zugleich die Gegend bezeichnet, durch die der Tunnel führt.

Auf dem üblichen Weg über die Buchstaben in den Zahlenfeldern (siehe Zahlenleiste am unteren Rätselrand) kommen Sie zu dem gewünschten Ergebnis.

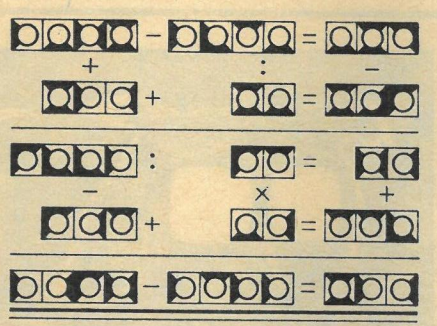
Die Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 8, erwartet Ihre Antwort wie immer auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Einsendeschluß ist der 2. Mai 1984 (Datum des Poststempels). Und bitte die Marke Quiz 4 oder die Zahlenleiste auf der Postkarte nicht vergessen! Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Die Auflösung und die Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 11/1984 der FREIEN WELT. Sie können gewinnen:

1. Preis 100,– Mark
2. Preis 75,– Mark
3. Preis 50,– Mark
4. Preis 25,– Mark

Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Buchstabentausch

Jedem der folgenden Wörter ist an gleicher Stelle ein Buchstabe auszutauschen, so daß andere Begriffe entstehen: Kaste – Schock – Stein – Regal – Spalten – Rinder – Pflüge – Keller – Natron

Die neu eingesetzten Buchstaben – nacheinander gelesen – ergeben den Namen eines weltbekannten Nationalparks in Ostafrika.

Einer fehlt

Jedem der folgenden Wörter ist ein weiterer Buchstabe als neuer Wortbeginn hinzuzufügen:

As – Stern – Mir – Atze – Alm – Tage

Die neuen Anfangsbuchstaben – nacheinander gelesen – ergeben den Namen eines deutschen Dichters und Naturforschers, der von 1749 bis 1832 lebte.

Redaktion: FREIE WELT
1026 Berlin,
Karl-Liebknecht-Str. 29
Telefon: über 24 40
Fernschreib-
Nr. 011 48 54

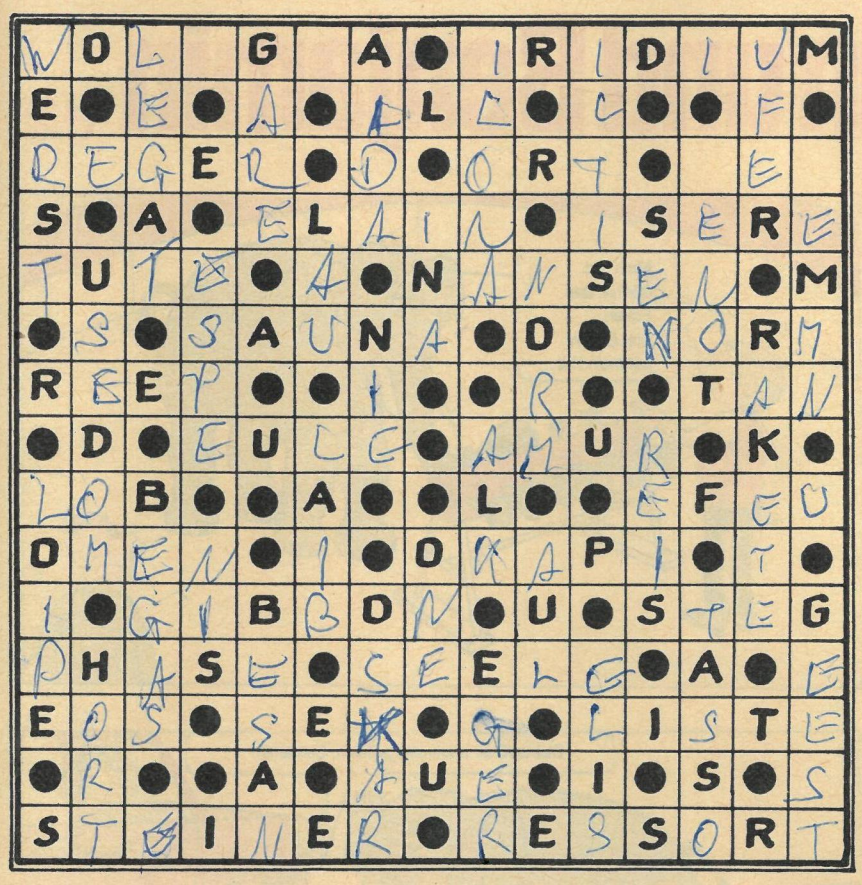
FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Joachim Umann
Stellv. Chefredakteure: Günter Bonow, Marianne Wambutt, Dr. Paul Wurche; Inge Albrecht
Wissenschaft: Heinz Bartel

Chefreporter: Hans Frosch
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Redaktionssekretär: Barbara Schablinski
Leserprobleme: Bernd Siegmund

Kultur: Helmut Zemke i. V.
Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
Korrespondenten in Moskau: Jürgen Geitner, Volkmar Billeb, Dr. Dietrich Pätzold

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann



Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:
1. kleine Brücke, 2. deutscher Bildhauer (gest. 1911), 3. Vermächtnis, 4. Kinder-Blasinstrument, 5. Stadt im NO des europ. Teils der RSFSR, 6. günstigster Zustand des Kulturbodens, 7. finn. Dampfbad, 8. ein Schiffssegel, 9. Brotform, 10. Nachtvogel, 11. Schuleinrichtung nach dem Unterricht, 12. Kletterpflanze, 13. Männername, 14. Flugkörper, Geschoß, 15. jugoslaw. Stadt in Serbien, 16. Göttin der Morgenröte, 17. engl. Zahlwort, 18. Mädchenname, 19. Titel einer Verdi-Oper, 20. norweg. Polarforscher (gest. 1930), 21. Ansiedlung, 22. ein chem. Element (Metall), 23. deutscher Komponist (gest. 1916), 24. Kabelinneres, 25. Anerkennung, 26. Vorzeichen, 27. ein Langarmaffe, 28. mäßig warm, 29. Fluß im Fernen Osten der SU, 30. ungar. Weinbaustadt, 31. schweizer. Mathematiker (gest. 1863), 32. ungar. Mädchenname, 33. Verpackungsgewicht, 34. strikte Verneinung, 35. altgriech. Küstenlandschaft, 36. Kurzhalsgiraffe, 37. Schiffsseil, 38. Richtschnur, 39. Langlaufspur im Skisport, 40. Nebenfluß der Rhône, 41. Abschnitt einer Entwicklung, 42. Abk. für Sekunde, 43. Bestandteil pflanzl. und tier. Fette u. Öle, 44. Zitterpappel, 45. Ostseeinsel, 46. tabellenförm. Zusammenstellung, 47. Tauchvogel nördl. Meere, 48. Satz, Serie, 49. Gewässerrand, 50. japan. Münzeinheit, 51. ital. Dichter des 16. Jh., 52. Stadt im Erzgeb., 53. Geschäftsbereich, 54. Verwaltungskörperschaft, 55. kl. Raubtier, 56. Rheinnebenfluß, 57. techn. begründete Arbeitsnorm (Abk.), 58. Sandgebiet im Hinterland d. Nordsee, 59. altes russ. Wegemaß, 60. Dorfsiedlung der Turkvölker, 61. trop. Körnerfrucht, 62. Fluß in der Belorussischen und Litauischen SSR.

Silbenrätsel

Aus den Silben al – der – der – dert – dü – e – gart – her – hun – ke – ker – kne – leh – len – li – min – möh – ot – rei – ren – rer – ste – stra – te – ter – ter – the – to – wel – wer sind 15 Wörter zu bilden, deren 2. und 3. Buchstaben – beide jeweils von oben nach unten gelesen – eine Spruchweisheit des sowjetischen Volkes der Adygen ergeben:
1. Steuervorrichtung am Fahrrad, 2. Augendeckel (Mz.), 3. Formmasse, Plastilin, 4. Obstbaustadt im Bezirk Potsdam, 5. Lebensjahre, 6. svw. Teufel (plattdeutsch), 7. brachliegendes Grasland, 8. Pädagoge, 9. ein Gittergewebe für Stickarbeiten, 10. Gemüseart, 11. Bahnradfahrer mit Schrittmacher, 12. Pferdesportler, 13. Erfinder eines nach ihm benannten Motors, 14. Schanktisch, 15. Zahlwort.

Vom Kern zum Wort

1. letztwillige Verfügung, 2. Wirklichkeitssinn, 3. Nadelbaum, 4. Signalgerät auf Schiffen, 5. westspanische Stadt, 6. Stadt am Fuße des Brockens, 7. Facharbeiter für Bekleidung, 8. regelmäßiger Vierflächner, 9. instrumentales Eröffnungsstück, 10. großblättriges Knöterichgewächs, dessen Stiele (gekocht) als Kompott gereicht werden.
Die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter ergeben die Bezeichnung für ein Halbleiterbauelement.

1	E	S	T					
2						M	U	S
3	R	A	U					
4		B	E	L				
5				M	A	N		
6		S	E	N				
7				E	I	D		
8					E	D	E	
9					T	Ü	R	
10			B	A	R			

Füllrätsel

Waagerecht: 1. Bezeichnung für einen Bewohner der Bretagne, 2. Zwischenraum, 3. ein Laubbaum, 4. frühere Bezeichnung für den Friseur, 5. französ. Küstenstadt südl. von Nizza, 6. Mittelstück eines Wagenteils, 7. das Wegtreiben des Viehes von der Weide.
Senkrecht: die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter ergeben einen Mädchennamen.

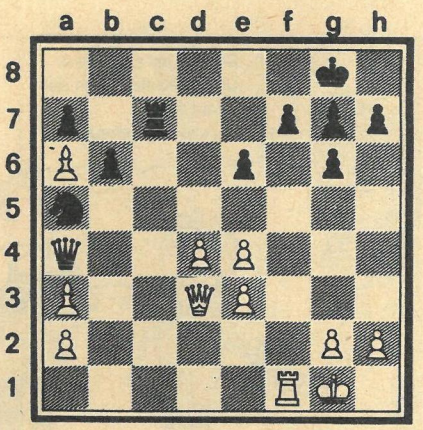
1	B					
2		B				
3			B			
4				B		
5					B	
6						B
7							B

Umstellrätsel

Jedes der folgenden Wörter ist durch Umstellen der Buchstaben in einen anderen Begriff zu verwandeln:
Stab – Nepal – Preis – Solo – Ochse – Orkan
Die Anfangsbuchstaben der neu gebildeten Wörter – nacheinander gelesen – ergeben die Bezeichnung für eine Stilrichtung der europäischen Kunst in der Zeit von 1600 bis 1750.

Schach

Blitz aus heiterem Himmel
In der Diagrammstellung (G. Kusmin – A. Kotschijew, Minsk 1976) geschah: **32. d5!! Tc3? 33. de!! T:d3 34. ef+ Kh8 35. Lb2! Schwarz gab auf.**



Auflösungen aus Heft 7/1984

Kreuzgitter. Waagerecht: Mars(58), Falle(33), Mohn(56), Gatter(36), Elvira(18), Aini(6), Tenne(89), Neid(59), Stilett(79), Ani(8), Ner(61), Tas(88), Emu(22), Oss(63), Été(28), Astern(2), Kien(46), Inger(39), Roggen(72), Agathe(4), Ene(24), Cedille(15), Uri(93), Reh(74), Ren(76), Ili(41), Olginka(65), Nie(62), Tuapse(90), Inseln(44), Irene(42), Else(30), Phasen(70), San(81), neo(60), Ozu(67), RNS(78), Log(52), Sil(83), Mangabe(54), Krad(48), Stein(85), Adua(10), Aralie(12), Anabar(14), Elan(20), Snake(87), ergo(26).
Senkrecht: Agitation(1), Ranis(77), Stil(80), Fett(34), Arete(7), Lenau(53), Elen(25), min.(57), Orense(68), Haie(38), Ast(5), Drin(17), est(19), los(45), Magnifizenz(55), Stoa(82), eng(31), Eine(32), Aral(9), Rohr(75), Kredit(47), Egeria(21), Echos(23), Geran(37), Tunnel(91), Eirene(29), Luch(51), Lein(50), Kies(49), Ilsenburg(43), Pose(69), Sen(84), Pulk(71), Angara(3), Eos(27), Ahn(13), Olten(66), Umiak(92), Radar(73), Sea(86), Oral(64), Isis(40), Anne(11), Gabe(35), Dan(16).

Vom Kern zum Wort: 1. Paraguay, 2. Umformer, 3. Diplomat, 4. Odenwald, 5. Wolgemut, 6. Karawane, 7. Internat, 8. Neuritis. – Pudowkin.

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Ambarzumjan, 6. Winogradow, 14. Ali, 15. Chi, 16. Ariel, 19. Nero, 20. Egeln, 21. Saba, 23. Titer, 24. rar, 26. Lens, 27. Ader, 28. one, 31. Hai, 32. Espe, 35. Kanal, 36. Adele, 38. Luch, 39. Natur, 40. Dill, 42. Sauna, 44. Nie, 45. Ate, 46. Trasse, 48. Sir, 49. Nike, 51. Chrom, 54. Tip, 55. Cut, 56. Glinka, 60. Ahn, 61. Ort, 63. Abtei, 65. Eber, 68. Air, 69. Lea, 70. Erkner, 73. Ase, 74, Egk, 76. nett, 78. Tenor, 80. Asien, 82. Aula, 83. Saale, 85. Reni, 86. Pflaume, 89. Ast, 91. Lauf, 93. Orff, 95. Aar, 97. Sense, 99. item, 101. Liter, 102. Atom, 103. Arany, 104. Amt, 105. Sou, 106. Rubinstein, 107. Bolschewiki.

Senkrecht: 1. Abchasen, 2. Brise, 3. Raab, 4. uni, 5. Juli, 7.Igor, 8. Oder, 9. Ried, 10. Don, 11. Wade, 12. Mitschurin, 13. Wernadski, 17. Rasputin, 18. Eta, 19. Neon, 22. Area, 25. Aral, 26. Lila, 29. Elis, 30. Fes, 31. Heu, 33. Stan, 34. Erek, 35. Ket, 37. Lamm, 39. Nestor, 41. Leck, 43. Nut, 47. Rage, 48. Spaten, 50. Erbe, 52. Habe, 53. Ode, 55. Chabarowsk, 57. Lien, 58. Nekrassow, 59. Jessenin, 62. Tee, 63. Alt, 64. Tat, 66. Baar, 67. rein, 71. Rosa, 72. Ree, 75. Konfetti, 76. Napf, 77. Tal, 79. Elea, 81. Eile, 84. Atem, 87. Altan, 88. Marat, 90. Ger, 92. Amati, 94. Flur, 96. Radi, 98. Saal, 100. Type, 101. Lab.

Silbenrätsel: 1. Dattel, 2. Irun, 3. Erato, 4. Wade, 5. Afrika, 6. Hieroglyphe, 7. Ravel, 8. Hettstedt, 9. Eduard, 10. Ingot, 11. Tasse, 12. Ideal, 13. Sardine, 14. These, 15. Erwin, 16. Irrgarten, 17. Nieselregen, 18. Sonne, 19. Enter, 20. Lila, 21. Trense, 22. Eisen, 23. Nahe, 24. Köcher, 25. Rhodopen, 26. Arnika, 27. Unter. – Die Wahrheit ist ein selten Kraut, noch seltner, wer es gut verdaut.

Kreisleiste: 1. Kainit, 2. Eremit, 3. Raster, 4. Bassin, 5. Saline, 6. Sattel. – Kerbel.

Magisches Quadrat: 1. Taler, 2. Arago, 3. Laden, 4. Egeln, 5. Ronne.

Umstellrätsel: Ranke, Eins, Nante, Ampel, Isar, Sahne, Schuhe, Anna, Nadel, Cherson, Epos. – Renaissance.

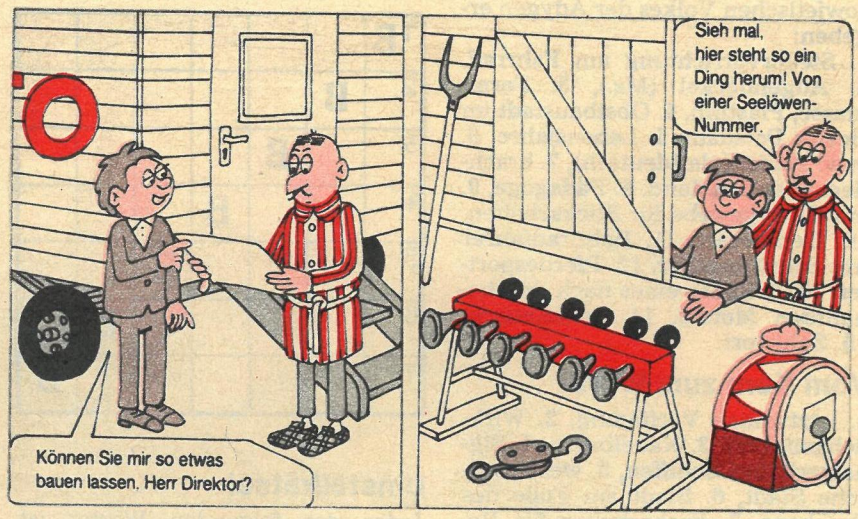
Buchstabentausch: Beine, Salat, Sparte, Ranzen, Nation, Linse, Kasse, Kabel. – Narzisse.

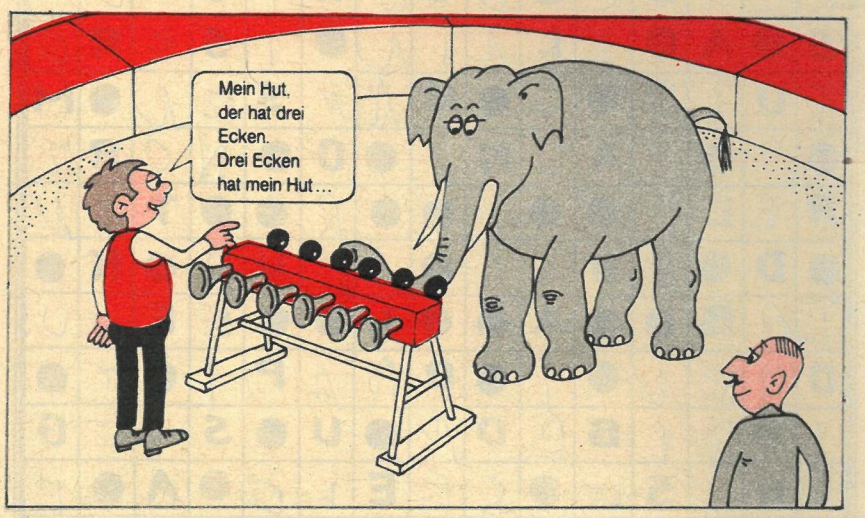
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
*
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

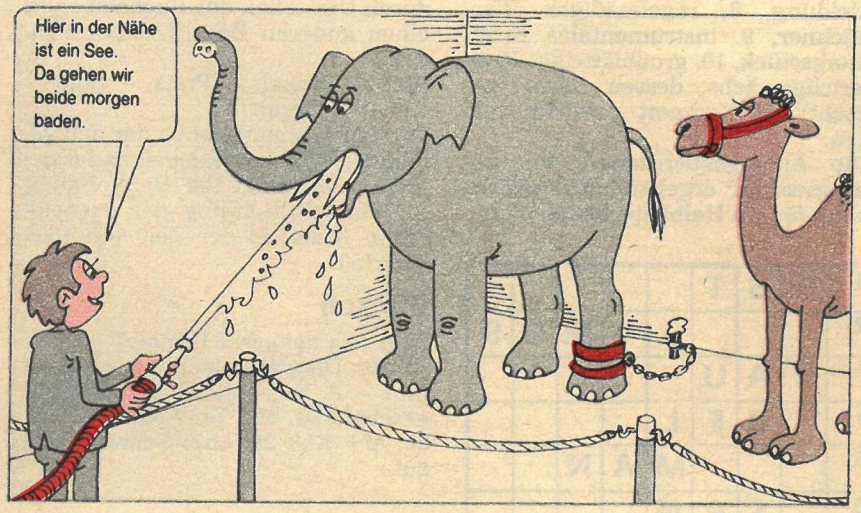
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Straße 29
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2703277 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr),

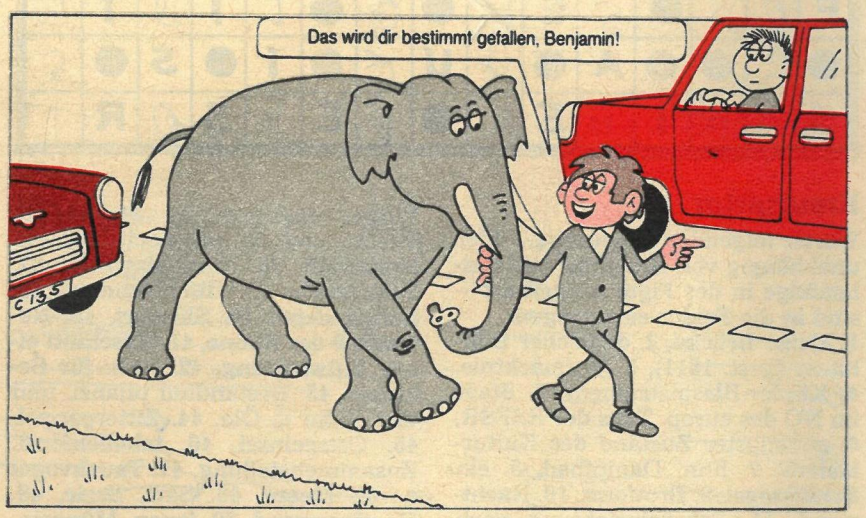
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

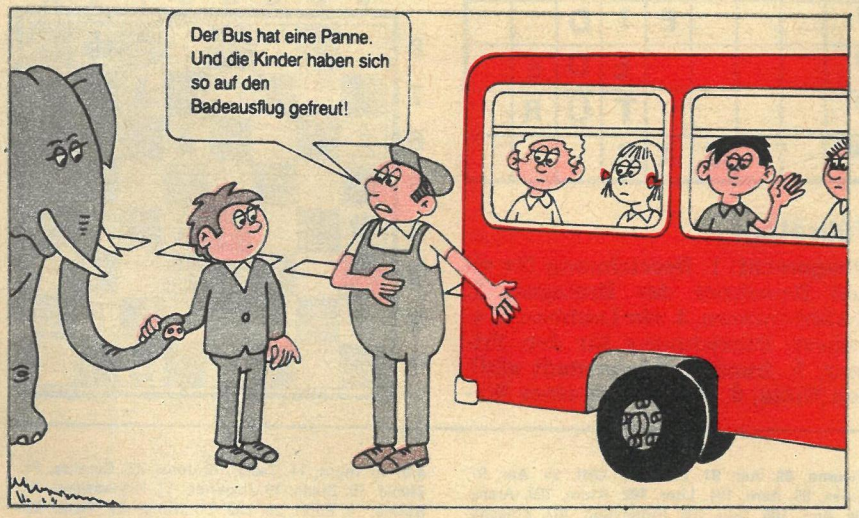
Erich Schmitt: Benjamin und Benjamin (13)

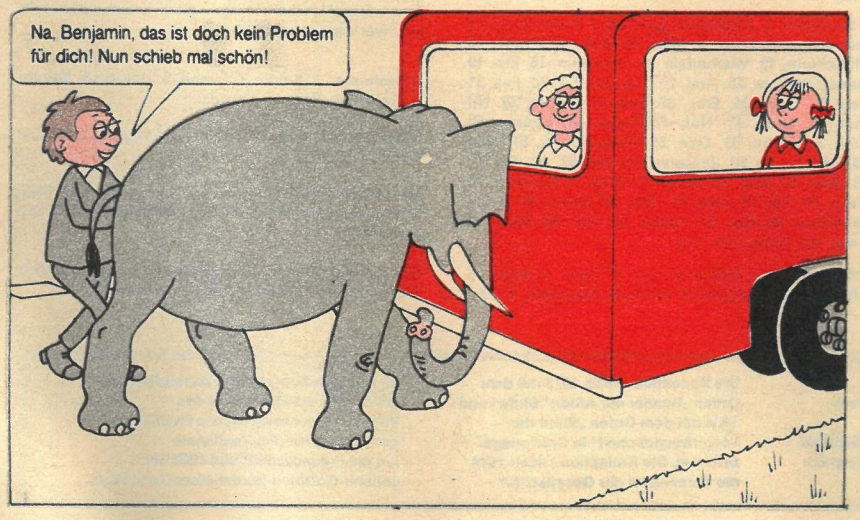


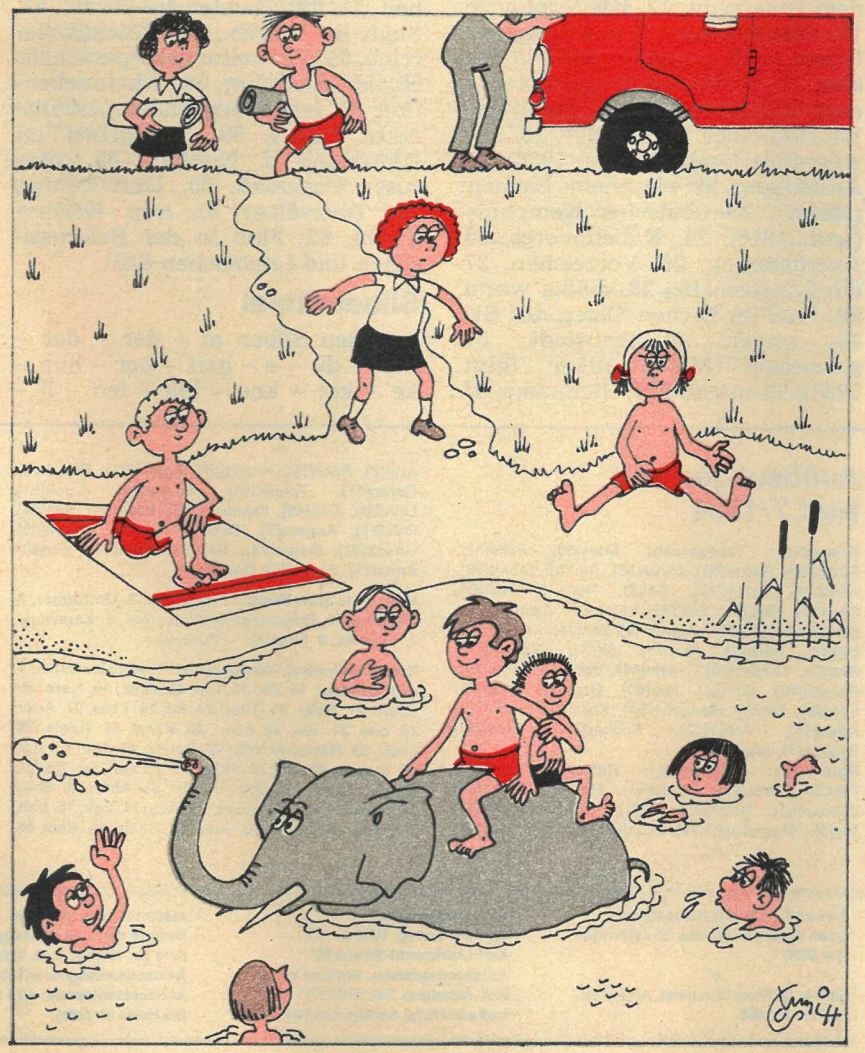












Fortsetzung von Seite 35

Kasbek

sich wie gewohnt, als zöge er schon sein ganzes Leben Enten aus dem Wasser. Als Kasbek ans Ufer kam, rannte er sofort auf den toten Erpel los und wollte ihn fleddern. „Nein, nicht, Kasbek!“ rief ich. „Bring sie zu mir!“ „Tscho! Tscho! Kasbek, yt, saapa! (Hundedreck, verdammter!)“ schimpfte der Vater.

Freudig, als hätte er selbst die Ente aus dem Wasser geholt, schnappte er sie und brachte sie zu mir. Für solche Gelegenheiten hatte ich immer Zucker in der Tasche, und so belohnte ich ihn auch. „Ein guter Hund“, lobte der Vater zurückhaltend. Er nahm ein Seil und band Laska an einer Lärche fest. „Nun wollen wir doch mal sehen, was dein Kasbek kann!“ sagte er. Ich verstand gleich, was Vater wollte.

Auf die nächsten Enten brauchten wir nicht lange zu warten. Schon bald flogen drei auf uns zu. Als sie ein kleines Inselchen in der Flußmitte erreicht hatten, krachte Vaters Schuß. Eine Ente hatte er getroffen, aber nur verwundet, denn sie flog noch ein ganzes Stück, und Vater nahm an, daß sie zum Sterben irgendwohin fliegen würde.

Wohl mehr anstandshalber zog Laska etwas an der Leine, wurde aber sofort wieder ruhig, während er aufmerksam den Vater beobachtete. Kasbek schwamm indessen zu der Ente hinüber. Dabei drehte er sich fortwährend um. Offenbar konnte er nicht verstehen, weshalb Laska nicht mitschwamm. Die schwerverwundete Ente schlug sich in der Nähe des Inselufers herum. Von weitem sah man einen tiefroten Fleck, der sich um das Tier herum ausbreitete.

„Sicher hat sie große Schmerzen“, durchfuhr es mich, doch ging dieses Gefühl in meiner Jagdbegeisterung unter. Kasbek faßte die Ente vorsichtig an den Flügeln und erhielt einen heftigen Schnabelhieb auf die Nase. Vor Schreck ließ er die Ente los und wollte sich verdrücken. Doch unsere Rufe „Yl, yl! (Faß!)“ spornten ihn an. Entschlossen lief er schließlich wieder auf die Ente zu und schnappte sie diesmal fester. Wieder hieb die Ente mit ihrem Schnabel nach ihm. Fast irrsinnig vor Schmerz kniff Kasbek die Augen zu, sprang ins Wasser und begann, in die entgegengesetzte Richtung zu schwimmen. „So ein Tölpel“, schimpfte Vater und war drauf und dran, sich ins Boot zu setzen, um selbst die Ente zu holen. Ich stöhnte, riß mich aber zusammen und rief: „Kasbek, bring sie mir!“

Und als ob er eben aufgewacht wäre und sich unserer Spiele erinnerte, schwamm er nun schnell zu uns herüber. Erleichtert atmeten wir beide auf. „Er wird ein guter Hund“, freute sich Vater. Kasbek kam aus dem Wasser und brachte uns schnurstracks die Ente, eine sichere Belohnung dafür erwartend. Den Vater verstimmte offenbar, daß Kasbek die Ente mir und nicht ihm gebracht hatte. Trotzdem streichelte er den durchnäßten und frohgestimmten Hund. Ich enttäuschte denn auch Kasbeks Erwartungen nicht und belohnte ihn reichlich mit Bonbons, die ich eigentlich selbst essen wollte. Erschöpft legten wir uns nach einem kräftigen Abendessen schlafen…

Als ich erwachte, war Vater bereits nicht mehr da. Die Sonne hatte das Dach unseres Zeltes schon erwärmt, und die Luft darin wurde stickig. Ich hörte das Feuer knistern und undeutlich die Stimme des Vaters. Er war gewohnt, wenn er allein war, sich mit den Hunden zu unterhalten.

Dieser Ort war vielen Jägern vertraut. Eine dicke Schicht Asche bedeckte ihn, und eine Vielzahl kleiner Pfade führten von hier in den Wald. Auf einem von ihnen schleppten wir die Karauschen und Enten in eine vorbereitete Erdhütte. Die Karauschen packte Vater in feuchtes Moos und sagte: „So werden sie auch noch nach drei Tagen frisch sein.“

Diese drei Tage waren für mich und Kasbek Tage des Lernens. Kasbek lernte das Apportieren von Enten bis zur Vollkommenheit. Was ich zu lernen hatte, fiel mir schwer: Oft mußte ich mit feuchtem Kleinholz ein Lagerfeuer oder auch nur ein Rauchfeuer gegen die Mükken machen. Deshalb lief ich ständig mit roten, tränenden Augen umher. Nach wie vor glitten mir die Karauschen beim Säubern aus den von Mücken zerstochenen und geschwollenen Händen. Sogar in den Finger hatte ich mich geschnitten. Ich bot einen traurigen Anblick, doch Vater ließ keinerlei Nachsicht walten. „Du mußt ein Mann werden, ein Jäger“, sagte er mit Nachdruck.

Am Abend entschloß er sich, mich mit der Schrotflinte schießen zu lassen. Weil ich aber das Gewehr freihändig nicht ruhig halten konnte, baute er mir eine Auflage und sagte mir, ich solle nur auf schwimmende Enten zielen. Er schoß nach fliegenden. Auf zwei Enten, die sich neben den Lockenten niedergelassen hatten, schoß ich dann auch. Obwohl ich einen starken Rückschlag vom Gewehrkolben verspürte, sprang ich sofort auf und rief: „Getroffen oder nicht?“ „Getroffen hast du, getroffen“, lobte Vater. Jetzt wartete ich schon ungeduldig auf die nächsten Enten, doch das dauerte eine Weile. Vater war inzwischen in den Wald gegangen und kümmerte sich um andere Dinge.

Endlich ließen sich unmittelbar neben den Lockenten fünf richtige Enten nieder. Schon wollte ich den Vater herbeirufen, besann mich aber schnell eines anderen, um durch meinen Ruf die Tiere nicht wieder zu verscheuchen. Ich zielte auf eine von ihnen. Als der Schuß gefallen war, kam Vater aus dem Wald gelaufen. Die getroffene Ente trieb bereits leblos auf dem Wasser. Ich erhielt ein Lob dafür: „Mit einem Schuß gleich zwei. Nicht übel! Nur solltest du nicht auf die Gummienten schießen.“ In meiner Aufregung hatte ich auch eine der Lockenten getroffen, die sich nun langsam mit Wasser vollsaugte und versank…

Am dritten Tag rüsteten wir zur Heimkehr. Wir hatten so viel Fische und Enten, daß wir gezwungen waren, alle anderen Sachen und die Netze in unserem Jagdlager zu lassen. Wieder warfen Vater und ich eine Prise Tabak, Tee und Zucker ins Feuer und bedankten uns bei ihm für die gelungene Jagd. Dann löschten wir gewissenhaft die Glut, damit sie, wie Vater sagte, der Wind nicht wieder anfachen konnte. Im Weggehen warf ich heimlich noch einige Kopeken in den See. Das soll heißen, so hatte es mir Großmutter erzählt, daß man wieder an diesen Ort kommen wird…

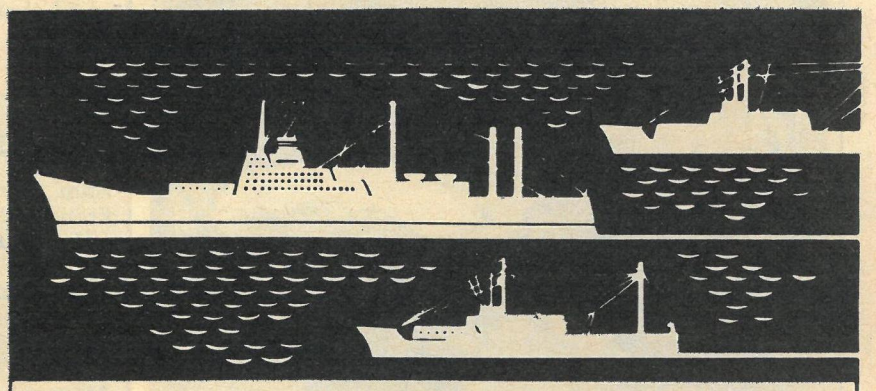
Die Rückfahrt mit dem Boot verlief ohne Zwischenfälle. Von weitem schon, als wir noch auf dem Fluß waren, begrüßten uns Mutter, Großmutter und die Kinder der Siedlung, die am Ufer aufgeregt hin und her liefen.

Man zog mich förmlich aus dem Boot. Vater ließ mich das Gewehr tragen, und unter den neidvollen Blicken meiner Altersgefährten stieg ich, zum Schein etwas hinkend, das Flußufer hinauf. Dabei kam ich ins Stolpern wegen der entsetzlich schweren, erdverkrusteten Stiefel und schlug lang hin. Schallendes Gelächter der Umstehenden war die Folge. Rot vor Scham erhob ich mich und ging weiter. Dabei vergaß ich sogar das Hinken, was wiederum eine Lachsalve hervorrief. Doch war es ein herzliches Lachen. Dabei wäre jeder Junge gern an meiner Stelle gewesen.

An diesem Abend waren Kasbek und ich der Stolz der ganzen Familie. Alle Gevatterinnen der Nachbarschaft kamen, um Mutters und Großmutters übertriebenen Geschichten von meinen Jagdstreifzügen zu lauschen. Spät am Abend zogen sie mit einigen Enten und Karauschen wieder nach Hause. Dabei murmelten sie: „Schomolok oj! Schomolok!“ (Er ist ein Mensch geworden).

Seit dieser Zeit war Kasbek dem Vater treu ergeben. Er hatte begriffen, daß dieser das Familienoberhaupt ist, und ließ kein Auge mehr von ihm, wenngleich er auch zu mir weiter sehr zärtlich war…

Aus dem Russischen von Wolfgang Grella



Mit moderner Fangflotte

Auf den Schiffen der Hochseefischereiflotte des VEB Fischfang Rostock gibt es Einsatzmöglichkeiten im Bereich:

Fischverarbeitung als Produktionsarbeiter

Voraussetzungen für eine Bewerbung sind:
– Mindestalter 18 Jahre und ein guter Gesundheitszustand.

Die Entlohnung – verbunden mit weiteren seefahrtspezifischen Vergünstigungen – erfolgt auf der Grundlage des Rahmenkollektivvertrages der Hochseefischerei.

Informieren Sie sich!

Fügen Sie Ihrer Anfrage oder Bewerbung einen ausführlichen Lebenslauf bei!

VEB Fischfang Rostock
Stammbetrieb des VEB Fischkombinat
Personalbüro
2510 Rostock 5,
Am Fischkombinat 11

Reg.-Nr. 16/I/84

Sie fragen wir antworten

Heute Eistanz

Können Sie nicht etwas über die temperamentvollen Eistänzer Natalja Bestemjanowa und Andrej Bukin bringen, die in diesem Jahr bei Olympia, Welt- und Europameisterschaften jedesmal hinter den Engländern Torvill/Dean die Silbermedaille errangen?

Anne-K. Knop, Wismar

Jedesmal, wenn die beiden Moskauer Sportstudenten Natalja Bestemjanowa und Andrej Bukin in Budapest, Sarajevo und Ottawa ihre Kür tanzten, versetzten sie ihre Zuschauer auf den Jahrmarkt einer russischen Kleinstadt. Dieses Thema hatten sich die 24jährige Natalja, ihr zwei Jahre älterer Partner und ihre Trainerin Tatjana Tarassowa gemeinsam ausgedacht. Es war beiden wie auf den Leib geschneidert, und es gab viele, die gerade diesem sportlich frischen Stil ihre Sympathie bezeugten. Mit ihren mitreißenden Vorträgen unterstrichen Natalja und Andrej, daß Eistanzpaare auch ausdrucksvolle Küren laufen können, wenn sie in der Liebe getrennte Wege gehen. Die beiden trafen sich 1978 durch puren Zufall. Als Andrej seine ehemalige Partnerin heiratete und sich bald Nachwuchs einstellte, mußte er nach einer neuen Mitstreiterin Ausschau halten und fand diese in der schönen und temperamentvollen Natalja, die bis dahin Einzelläuferin war. Schon 1981 holten beide ihre erste Medaille – Bronze bei der Weltmeisterschaft. Inzwischen ist auch Natalja im Hafen der Ehe gelandet. Ihr Auserwählter ist der Ex-Europameister Igor Bobrin, der zu seiner Zeit einer der besten Eiskunstläufer der Welt war.

Manfred Hönel

Wer schreibt uns?

Wladislaw Krawtschenko, 33 Jahre alt, wünscht Briefwechsel in russischer oder englischer Sprache. Interessen: Literatur, Kunst, Fremdsprachen, Musik, Sport. Sammelt Ansichtskarten und Zeitschriften. UdSSR, 403 850 Kamyschin4, Wolgogradskaja oblast, Straße des XXII. Parteitages 1, kw. 21.
Lilija Wiljewna Raninen, 25 Jahre alt, Lehrerin für russische Sprache und Literatur, wünscht Briefwechsel mit Gleichaltrigen in der DDR in russischer Sprache. Interessen: Musik, Tanz, Kunst, Theater, Kino und Fremdsprachen. UdSSR, 626 442 s. Bolschetarchowo, Tjumenskaja oblast, Nishnewartowski rajon.
Ljuda Ljubtschenko, 25 Jahre alt, Ingenieur, wünscht Briefwechsel in deutscher Sprache. Interessen: Literatur, Musik, Film, Philatelie. UdSSR, Kiew 205, prospekt Kornejtschuka, d. 40, kw. 70.
Inga Kari, 13 Jahre alt, möchte deutsch oder russisch schreiben. UdSSR, Koktschetaw, ul. matrossowa, d. 28.

Verse voller Poesie

Wir haben in unserer Kommission für kulturelle Massenarbeit eine langjährige und sehr aktive Freundin, die vor kurzem ihren 70. Geburtstag feierte. Sie schreibt Verse voller Empfindung und Lebensnähe.

Michael Friedrich, Bezirksvorstand der GfDSF Halle

****

Die Linde

Die Linde vor meinem Fenster
sieht irgendwie traurig aus
und war noch vor wenigen Tagen
der Schmuck für das ganze Haus.

Jetzt fallen die letzten Blätter,
die Zweige sind kahl und leer –
ich kenne die fröhliche Linde
vom Frühling und Sommer nicht mehr.

Ein Sturmwind hat sie entkleidet,
das ist in der Nacht geschehn –
doch dafür kann ich jetzt wieder
die Nachbarn am Fenster sehn.

Lucie Bernecke

*

Zu Fragen unserer Zeit

Wie viele Millionen Jahre
dreht sich schon unsere Welt?
Wie viele Millionen Menschen
sind ihr zum Hüter bestellt!
Wie viele schreckliche Kriege
bringen unendliches Leid –
wie viele Millionen Kinder
hungern in unserer Zeit!

Ich will, daß den Kindern der Erde
kein Leid und kein Unrecht geschieht,
sie sollen das Leben ergründen
mit einem fröhlichen Lied.
Ich will, daß wir besser verstehen,
auf Erden lebt keiner allein,
um wirkliches Glück zu finden
muß Frieden und Freundschaft sein!

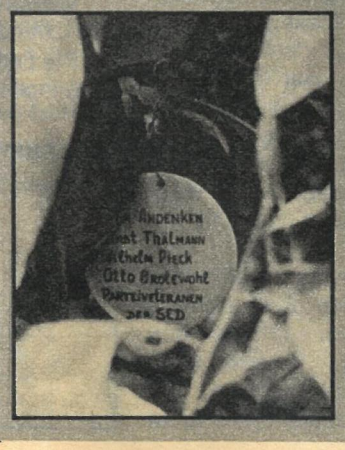
Lucie Bernecke

****

Volles Sortiment

Zum „Zitrus-Baum der Freundschaft" in Sotschi („Von Touristen entdeckt", FW 5/84): Die Gartenstadt am Schwarzen Meer liegt in den nördlichsten Subtropen unseres Planeten, deshalb gedeihen dort diese vielen Arten von Zitrusfrüchten. Kleine Visitenkarten an Zweigen geben Auskunft, welche Persönlichkeiten hier schon Pfropfungen vornahmen. Ich möchte hier nur Ho chi Minh, Juri Gagarin und Paul Robeson nennen. Mein Foto zeigt das Kärtchen einer Delegation von Parteiveteranen der SED.

Manfred Feldmann, Zepernick



Wer sucht, findet

In der Russisch-Preisfrage zu Lektion 2 (FW 3/84) steht das Wort поддержка (padjärschka). Was heißt das? Ich konnte es im Wörterbuch nicht finden.

Antje Bessin, Luckenwalde

Es heißt Unterstützung. Alle Mustersätze, die wir in der Preisfrage anbieten, kommen in der jeweiligen Lektion vor. Es wird Ihnen leichter fallen, die Aufgabe zu lösen, wenn Sie vorher die Lektion gründlich durcharbeiten.

Hella Rymarowicz

Zufall mit Langzeitwirkung

Dem Leserecho „ASSR der Komi" (FW 6/84) entnahm ich Interesse an Briefkontakten. Unsere Familie pflegt seit über zehn Jahren nicht nur intensive briefliche Verbindungen, sondern seit mehreren Jahren gibt es auch ein ständiges Hin- und Herreisen. Der Beginn war – wie vieles im Leben – ein Zufall. Unserem Sohn Frank wurde zum fünften Geburtstag in der Bummi-Zeitung gratuliert. Das Heft geriet in die Hände einer Germanistik-Studentin in Syktywkar. Heute ist aus dieser einen Bekannten ein ganzer Kreis geworden.

Dr. S. Schubert, Rochlitz

„Blauer Vogel"

Ein kürzlich beim VEB Brockhaus-Verlag erschienenes Buch von Juri Pukinski las ich gerade und möchte es weiterempfehlen. Es heißt „In der Ussuri-Taiga" mit dem Untertitel „Suche nach dem Riesenfischuhu". Es ist sicherlich für die Leser interessant, die Wladimir Arsenjews Erzählungen über seine Forschungsreisen in diese Gebiete kennen, oder die den Film über „Dersu Usala", den Taiga-Jäger, gesehen haben. Bewundernswert, mit welcher Ausdauer und Zähigkeit der Autor sein Ziel verfolgte, wieviel Entbehrungen und Fährnisse er auf sich nahm, um seinen „Blauen Vogel", den fast nur noch in der Phantasie der Menschen vorhandenen Uhu, auch tatsächlich zu finden.

Otto Schneidereit, Stralsund

FREIE WELT bereitet eine Leseprobe mit einmaligen Fotos vor.

Preisfrage

Heft 8/84

Wieviel Vokabeln enthält die von einem DDR-Bauleiter in Moçambique zusammengestellte deutsch-portugiesische Fachwortsammlung?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1× 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 10/84. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an: Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 9. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 25. April 1984. Auflösung von Heft 6/84: Wassili Schukschin. Wir gratulieren Margarete Nolze aus Wittenberge.

Spielzeug

So war es richtig in Folge5 (FW 6/84): Meißen (Foto unten). Es gewannen: 150 M Helene Müller, Halle (Saale); 100 M Elly Wasmann, Grimma; 50 M Wilfried Derner, Berlin.

Leserfoto.

Mein Vati hat mir gerade die FREIE WELT Nummer 6/84 mitgebracht. Bei „Hallo, Fotoamateure“ suchen Sie Frühlingsaufnahmen. Jedes Jahr blühen im Wörlitzer Park Tausende weiße und violette Krokusse – das habe ich fotografiert.

Christian Sprengel (11), Dessau

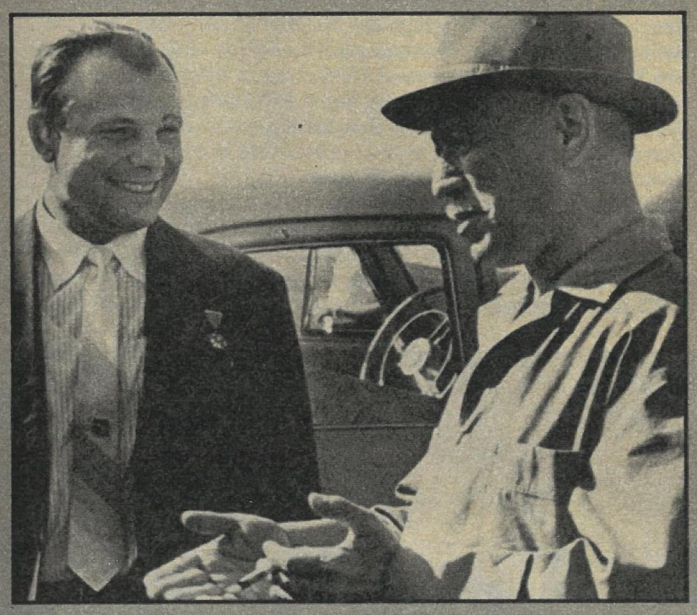
Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: E. Miranski, Martina Kaiser, Peter Fiebig, Viktor Tjomin

Der stille Don

Vor meinem Bücherschrank stehend, bleibt der Blick an den Büchern haften, die ich bereits in den zwanziger Jahren erworben habe. 1933 hatte ich sie versteckt, weil täglich mit Haussuchung zu rechnen war. Dann aber, nach der erfolgten Haussuchung, ließ ich die Bücher ihr Versteck wechseln. In einer abgelegenen Abstellkammer, unter altem Gerümpel, überstanden sie das „Tausendjährige Reich“. Scholochows „Stiller Don“ („Michail Scholochow“, FW 5/84) und John Reeds „10 Tage, die die Welt erschütterten“ waren unter diesen Büchern. Ich ließ es jedoch nicht beim eigenen Lesen bewenden. Wie vielen Bekannten ich die erste Ausgabe des „Stillen Don“ in deutscher Sprache (1929/30) zu lesen gab, weiß ich heute nicht mehr. In dem Haus, in dem ich damals in Halle wohnte, lasen sie alle Familien. Man sieht es den Bänden auch an, daß sie durch viele Hände gegangen sind.

Hilde Resch, Dresden

Unser Foto zeigt Juri Gagarin als Gast bei Michail Scholochow in der Staniza Weschenskaja.



Humor? – Humor!

Schon mehrere Monate verfolge ich die Seite, die den Namen „Humor“ trägt. Nach einigen Überlegungen habe ich festgestellt, daß diese Bezeichnung dem Inhalt nicht entspricht. Wenn schon Witze, dann solche, die einen bei schlechter Laune wieder fröhlich stimmen.

Steffen Kumkar, Berlin

Ihre „Schloßgeister“ (Humor FW 6/84) waren sehr amüsant! Was man sich alles schmunzelnd zu einem Thema erschließen kann, ist gekonnt zusammengestellt.

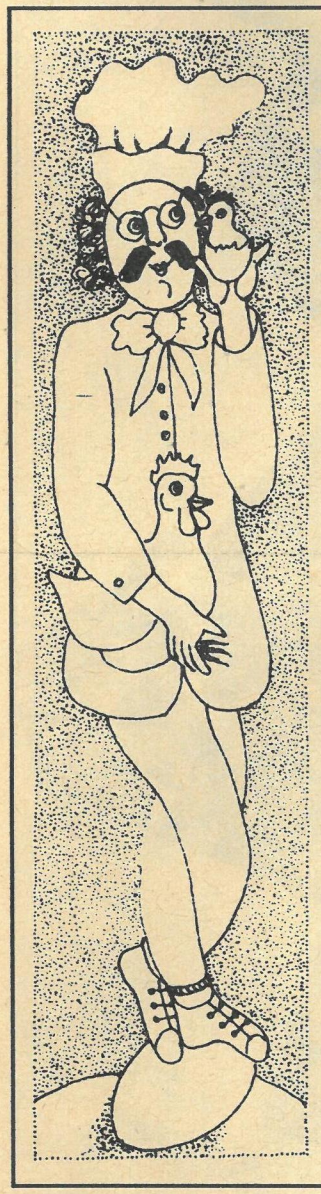
Lisa Schmidt, Leipzig

Schreibmaschinenschneck von Lothar Schneider

Hannes Schreiber · Küchenlexikon

Я wie Jaizo

Das längste Ostereiersuchen in unserer Familie dauerte sechs Monate und galt zwölf steinernen Eiern, die wir als Souvenir aus der UdSSR mitgebracht hatten. Beim Malern und Möbelrücken mußte das schwarze, mit Kunstleder bezogene Kästchen verschwunden sein. Das jedenfalls war am Gründonnerstag unsere Vermutung, als wir es nicht fanden und uns eine andere Dekoration für den Osterfrühstückstisch ausdachten. Wo waren sie – die zwölf glänzend polierten Eier aus milchweißem Quarz, warmgrünem Malachit, schwarzem Vulkangestein, grauweißgesprenkeltem Granit, rosa Marmor und anderen Mineralien, die auf der Kola-Halbinsel, im Altai, Ural und Pamir gebrochen werden. Groß wie Hühnereier der Klasse A sind sie der Traum vieler Gesteinssammler. Angenehm liegen sie in der Hand wegen ihrer vollendeten Form, die ihnen „Steindrechsler“ aus dem Ural gegeben haben. Wer je in Moskau, Kiew oder Leningrad ein Kästchen mit polierten Steintäfelchen als Reiseandenken erworben hat, der weiß, wie glücklich wir waren, als wir die schon verloren geglaubten Eier im Herbst in einem alten Koffer mit Tapetenresten fanden. Im Lexikon findet man dagegen mühelos „das Ei“ (jaizo) zwischen dem hübschen Wort jasitschok (Zäpfchen, auch Riegel) und dem zotteligen Wildrind jak. Jaitschnaja skorlupa heißt die Eierschale. Sie muß zerbrechen, um uns den Inhalt zu bescheren, der in der internationalen Küche nach elf Grundarten von A wie Aalquappenleber mit Eierkuchen bis zu gekochten Eiern mit Z wie Zwiebeln verarbeitet wird. Dazwischen weit über 1000 Eierrezepte, von denen die Russischen Eier, kalt und gefüllt, zu den berühmtesten gehören. Mit Verlorenen Eiern darf uns aber keiner mehr kommen! Dratschjona hingegen ist eine altrussische Eierspeise, die eine kulinarische Überraschung für Ihren Osterschmaus werden könnte.



Zeichnung: Regine Röder

Und so macht man Dratschjona:

Siebzig Gramm Butter schaumig rühren, nach und nach bei fortgesetztem Rühren sechs Eigelb hinzufügen, löffelweise je ein viertel Liter saure und süße Sahne dazugießen, zwei Eßlöffel Weizenmehl und einen Eßlöffel Zucker einschütten und rühren, rühren, rühren. Den Teig in eine gebutterte Pfanne gießen, auf beiden Seiten braun backen und mit süßer Sahne oder Fruchtsaft servieren.

Post bedeckt den Tisch...

Die deutsch-sowjetische Freundschaft, untrennbar verbunden mit der Geschichte der DDR, ist das Thema unserer großen Geburtstags-Leseraktion „Nachgedacht und mitgehungerten wir. Dann kam ich mit zwei jüngeren Geschwistern ins Krankenhaus der Kreisstadt, Typhus! Zwei Tage vor Weihnachten sollte Mutter uns abholen, aber wie? Russische Soldaten halfen. Ein LKW mit Stroh und Decken auf der Ladefläche fuhr vor, meinen Bruder, der vor Schwäche nicht gehen konnte, trugen Soldaten hinaus. Zu Hause stand heiße Milch und Brot für uns bereit, die Decken durften wir behalten. Und abends brachten zwei Soldaten einen Sack Kartoffeln und einen halben Hammel: „Deine Kinder sollen gesund werden!“ Wir waren reich! An diesem Weihnachtsabend erzählte Mutter uns fünf Kindern, wie und warum sie vor einem Jahr den Gefangenen half. Sie starb 1948, noch nicht 38 Jahre alt, von Vater haben wir nie mehr gehört. Ich kam mit den drei jüngeren Geschwistern in ein Kinderheim und wurde später Lehrerin, war es 20 Jahre lang und bin heute Erzieherin im Internat einer Hilfsschule, habe vier Kinder und auch schon drei Enkel. Ich nutzte in meinem Beruf jede Möglichkeit, für die Freundschaft mit der Sowjetunion einzutreten, bei Eltern und bei Schülern, und immer mit dem Gefühl der Dankbarkeit gegenüber meiner Mutter. ***Eva Endlich, Altentreptow***

Heiße Milch und Brot

Zwei Erlebnisse prägten mein Verhältnis zur Sowjetunion, nichts Überwältigendes, doch gerade Kindheitserlebnisse können sich gravierend auswirken. 1942: Die Russen sind Menschen wie wir und *unsere* Feinde sind sie nicht – mit diesen Worten begleitete meine Mutter, eine sehr resolute und, wie mir später klar wurde, auch mutige Frau, eine Ohrfeige, die sie mir verabreichte. Wir wohnten auf einem Gut im damaligen Ostpreußen. Mein Vater war Landarbeiter, zu jener Zeit aber schon an der „Ostfront“ vermißt. Eines Tages hatte man eine baufällige, leerstehende Landarbeiterkate hergerichtet: Gitter vor die Fenster, eiserne Bettstellen und Strohsäcke in die Stuben – für wen? Wir brauchten nicht lange zu rätseln: Der Einzug von 40 Jammergestalten, zerlumpt, halb verhungert, war nicht zu übersehen. Russen, Kriegsgefangene aus einem Lager, die zur Arbeit auf dem Gut „abkommandiert“ waren. Das Bild paßte so recht zu dem, was uns eingebleut worden war: Untermenschen, Bolschewiken! Bevor sie arbeiten konnten, mußten sie zu Kräften kommen, also reichlich essen; denn anfangs war es ein schrecklicher Anblick, wenn zwei Männer sich quälten, eine 20-Liter-Kanne voll Wasser von der Pumpe wegzutragen. Wie sollten sie da Schwerstarbeit auf den Feldern schaffen! Und hinter den Gefangenen immer ein Wachsoldat mit Gewehr; sollte der die Flucht verhindern? Unser Verhältnis zu den Gefangenen, über die wir Kinder anfangs lachten, die wir aber auch etwas fürchteten, änderte sich bald. Vom Hell- bis zum Dunkelwerden arbeiteten sie, doch am Abend drang Gesang aus ihrer Behausung, ein eigenartiger, völlig fremder. Wir schlichen näher, preßten unsere Gesichter an die vergitterten Fenster.

Und bald entwickelten sich kleine Tauschgeschäfte, Ringe aus Geldstücken, Holzpferdchen, Würfel gegen Speck, Eier, Tabak. Im Herbst durften die Gefangenen an den Wochenenden „freiwillig“ bei der Ernte von Kartoffeln und Rüben auf unseren Deputatäckern helfen. Dafür mußten wir sie an diesen Tagen verpflegen. Und an solch einem Sonntag weigerte ich mich, mit „unseren“ drei Russen an einem Tisch zu essen. Dafür bekam ich die Ohrfeige! Sie hatte gefährliche Folgen. Ich erzählte meiner Schulfreundin davon. Am nächsten Sonntag stand plötzlich jemand von der Gutsverwaltung in unserer Küche und drohte meiner Mutter, sie anzuzeigen. Fortan aßen wir Kinder in der Stube. Was wir erst viel später, nämlich Weihnachten 1945 erfuhren, trug sich im November 1944 zu. Die Front war bedrohlich nahe gerückt, wir hörten schon Kanonendonner und erhielten eines Tages Räumbefehl. Von einem Wachsoldaten erfuhr Mutter, daß die Gefangenen fortgebracht würden. Das hat sie dem „Koch“, einem kranken Gefangenen, zugetragen. Die Russen beschlossen, auszubrechen und zur Roten Armee zu stoßen. Es fehlte ihnen aber an Essen und warmer Kleidung. Im Durcheinander des Aufbruchs hat ihnen unsere Mutter Kleidungsstücke von Vater zugesteckt, zwei Fahrräder vor die Stalltür gestellt und sie mit Brot, Schmalz, Wurst und Speck versorgt. Am nächsten Morgen waren die „Russen“ weg. Was für eine Aufregung auf dem Gut und im Dorf! Natürlich wurden auch wir verhört. Mutter verriet nichts, und wir Kinder wußten nichts. Weihnachten 1945: Wir waren wieder auf einem Gut untergekommen, wohnten in der „Schnitterkaserne“, Mutter hatte Arbeit im Schafstall. Es ging uns nicht gut, manchmal

Mann, war das weit!

Ich möchte berichten, wie wir auf unsere Weise die deutsch-sowjetische Freundschaft pflegen. Im Jahr 1980 lernten unsere Kinder, Edgar und Sigrid, damals 16 und 17 Jahre alt, junge Armenier kennen, die ihren Armeedienst leisteten. Man plauderte zusammen, Adressen wurden ausgetauscht. Dann lernten auch wir den einen der beiden kennen. Er heißt Armen und ist aus Jerewan. Er konnte etwas Deutsch, Sigrid und Edgar ihr Schulrussisch. Armen erzählte uns von seiner Familie. Wir wurden immer neugieriger und suchten auf der Landkarte erst einmal sein Heimatland. Mann, war das weit von uns weg! Inzwischen hatte Armen uns liebgewonnen, sprach uns mit Mama und Papa an. Eines Tages sagte er, so wie man ganz natürlich eine Einladung ausspricht: „Ihr kommt mich in Jerewan besuchen!“ Wir dachten, du hast gut reden. Wie sollen wir nach Armenien kommen – aber verlockend klang es. Mit unseren fünf Kindern und der Arbeit als Genossenschaftsbauern... Plötzlich erschien in der „Volkswacht“ das Inserat einer Fünf-Städte-Reise in die UdSSR. Ich hab' da zuerst nur das Wort „Jerewan“ rausgelesen, unterbreitete meiner Familie dieses Angebot, 15 Tage und preisgünstig! Unsere Kinder waren gleich dabei: Ihr macht die Reise! Edgar und Petra wollten Urlaub nehmen, unser Vieh füttern und den Haushalt versorgen. Und wir buchten! Je näher der Termin rückte, um so schlafloser wurden die Nächte. Unser Armen hatte seinen Dienst im Oktober beendet, die Reise begann am 20. November. Sie zu schildern, ist in wenigen Worten nicht möglich. Für uns war es ein Traum! Allein Jerewan! Gleich nach unserer Ankunft telefonierten wir mit Armen, zehn Minuten später lagen wir uns in den Armen. Bei ihm zu Hause wurden wir wie alte Bekannte begrüßt und überaus festlich bewirtet. Zum Abschied flossen reichlich Tränen, Tränen über eine so herzliche Freundschaft. Seitdem haben wir einen regen Postverkehr, Armen hat inzwischen geheiratet, einen Sohn bekommen. Wir waren von unserer Reise so beglückt, daß unsere Kinder ebenfalls Feuer fingen und es uns 1981 und 1983 nachmachten. Höhepunkt war immer Jerewan! Und

macht". 370 Zuschriften füllen bisher die Briefmappen — 370 Schicksale, Erlebnisse, Erfahrungen, Erkenntnisse. Fünf Briefe von Lesern haben wir für diese Seiten ausgewählt:

FREIE welt

wir alle hoffen, daß Armen als „Pflegesohn" auf unserer Silberhochzeit mitfeiert. Wenn wir heute Bilder, Prospekte, Zeitungen, Ansichtskarten, ja, auch Kassetten von Armenien sammeln und uns sogar an Leseraktionen beteiligen, so verdanken wir das alles Armen. Er hat unser Interesse für sein Heimatland geweckt.

Erika Seiferth (44), Aga-Lessen

... sonst wäre ich verblutet!

Warum ich mich schon seit meiner Kindheit mit den sowjetischen Menschen verbunden fühle? Lassen Sie mich erzählen: Im Jahre 1934 geboren, erlebte ich noch als Kind die schrecklichen Wirren des Krieges. Auf der Flucht von Finowfurt bei Eberswalde in Richtung Rheinsberg verlor ich 1945 meine Mutter. Das war am 28. April. Ich ging dann mit fremden Menschen nach Golzow. Dort bin ich – ich war damals 11 Jahre alt – auf eine Tretmine gelaufen, die die SS verlegt hatte, weil der Feldweg zur Autobahn führte. Mein linker Fuß war weggerissen. Mit Mühe schleppte ich mich zu den Resten einer Kartoffelmiete, um zu „schlafen". Und nun trat das ein, was seit nunmehr fast 39 Jahren überdeutlich in meiner Erinnerung lebt: Ein junger Rotarmist entdeckte mich in dem Strohhaufen, trug mich heraus, legte mich in den Beiwagen seines Motorrades und fuhr mich zu einer sowjetischen Notärztin. Das war am 16. Mai 1945! Lange Jahre habe ich versucht, meinen Lebensretter wiederzufinden, aber leider vergebens. Von 1971–1978 lebte ich mit meiner Familie in Moskau, war dort beruflich tätig und knüpfte während dieser Zeit viele Freundschaften. Seit unserer Rückkehr bin ich im Deutschen Anglerverband der DDR bemüht, feste Verbindung mit sowjetischen Sportfreunden des Armee-Hospitals in Teupitz zu pflegen. Gemeinsam führen wir sportliche Wettkämpfe durch und erbauten zusammen ein Sportgelände.

Hans-Joachim Schneider (50), Berlin

Ein „Nachruf" machte die Runde

7. Mai 1945 im Kriegsgefangenenlager Fort Mac Clellan, Alabama, USA. Nazi-Deutschland lag in den letzten Zügen. In Berlin wehte die rote Fahne. Bei uns herrschte große Besorgnis. Parolen aller Art schwirrten durch das Lager. Die einen: sofort nach Hause; andere wieder: unendliche Kriegsgefangenschaft. Eine amerikanische Zeitung mit einem „Nachruf auf Deutschland" machte die Runde. Unsere Heimat sollte nach dem Krieg nicht mehr bestehen, nur Steine, Schutt, Öde und gähnende Krater... Arbeitsfähige Menschen verschickt man in andere Länder, zum Aufbau dessen, was sie zerstört haben. Mit einem Gebet auf das erledigte Deutschland endete der Artikel. Ich konnte nicht glauben, was dort geschrieben stand. Doch viele dachten, wenn wir wirklich nach Hause kommen – Ruinen, Ratten, Todesstille. Und dann kommen die „Russen" und zerstampfen, was übrig blieb, auch noch. Das Gift des Antikommunismus wurde weiter versprüht. 1947 kam ich in die Heimat. Von da an habe ich die antifaschistisch-demokratische und sozialistische Entwicklung miterlebt. Das Vorbild Adolf Henneckes hat dazu beigetragen, daß ich am 1. Mai 1949 Aktivist wurde. Als Vorsitzender des Stadtteil-Ausschusses der Nationalen Front in Magdeburg-Altstadt Süd habe ich dann die große Kraft der im demokratischen Block vereinigten Parteien gespürt. Wir haben die ersten Aufklärungsgruppen und -lokale der Nationalen Front sowie Hausfriedenskomitees gebildet, sammelten Unterschriften zum ersten Stockholmer Appell gegen die Atomwaffe. Gemeinsam bestanden wir die erste Bewährungsprobe bei den Volkswahlen am 15. Oktober 1950. Warum, so wurde bei den Aufklärungseinsätzen oft gefragt, gemeinsame Listen? Weil wir unseren Staat nach 1945 in gemeinsamer Arbeit aufgebaut haben, weil wir alle einen gemeinsamen Feind, den anglo-amerikanischen Imperialismus und seine deutschen Handlanger, haben, antworteten wir. Jeder von uns weiß heute, der Klassenfeind hätte 1950 gejubelt, wenn sich die Parteien der DDR in einem Wahlkampf alten Stils bekämpft hätten. Aber der erste Schlag gegen ihre Pläne war unser Wahlprogramm und die gemeinsamen Kandidatenlisten. Wir haben die richtigen Lehren aus der Vergangenheit gezogen. Als am 7. Oktober 1949 der damalige Volksrat zu seiner letzten Tagung zusammentrat, das Manifest an das deutsche Volk annahm und beschloß, sich in die provisorische Volkskammer umzubilden, da fühlte ich, hier ist ein großes Werk geschaffen. Am 11. Oktober war ich dann in Berlin dabei und jubelte beim Fackelzug unserem ersten Arbeiterpräsidenten Wilhelm Pieck zu. 1945 wollten die amerikanischen Imperialisten Deutschland verschwinden lassen. Heute kann man an der DDR nicht mehr vorbeigehen.

Reinhold Linke, Magdeburg

Im Café „Zur Lärche"

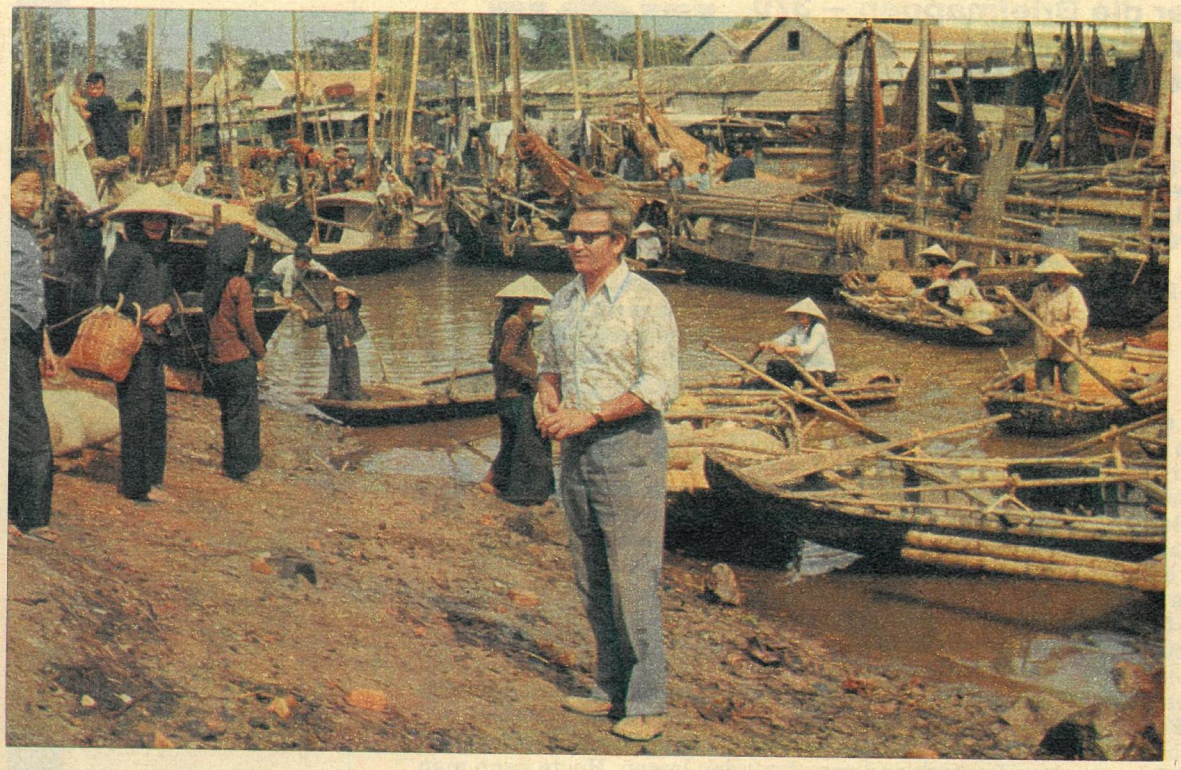
Mein Erlebnis liegt zehn Jahre zurück. Ich finde es, wenn auch klein und bescheiden, typisch für unser freundschaftliches Zusammenleben. Und weil es zudem lustig war, möchte ich es erzählen: Unseren ersten Studentensommer verbrachten wir unweit Leningrads auf einer Baustelle. Eines Morgens sagte Wolodja, der Bauführer der Komsomolzen: „Die gemeinsame Zeit geht bald zu Ende. Zum Abschied möchten wir euch einladen, unser ‚Café im Wald' wird eingeweiht." Das war ein Angebot! Alles fragte durcheinander, wo es liegt, wie groß es ist, was man anzieht... Wolodja lachte nur verschmitzt: „Verraten wird nichts!" Glücklich fühlten sich am Abend alle, die in ihren Koffern Anzug, weißes Hemd, Krawatte oder gutes Kleid hatten. Festlich ausstaffiert erschienen wir am Treffpunkt und staunten nicht schlecht. In Jeans und Freizeithemden erwarteten uns unsere Freunde. Jeder schleppte einen Koffer oder eine große Tasche, Wolodja trug seine Gitarre. Die Komsomolzen grinsten verstohlen, und auf ging's in den Wald. Die Nacht war hell und warm. „Jeder suche sich ein ordentliches Stück Holz, damit wir den Kamin einweihen können", kommandierte Wolodja. Und dann standen wir verblüfft auf einer Lichtung. Die Komsomolzen lachten, entfachten ein Lagerfeuer und förderten aus ihren Taschen viele leckere Sachen zutage. Ich muß sagen, das „Café" verfügte über eine ausgezeichnete Speisenkarte. Bis zum frühen Morgen erklangen deutsche und russische Lieder, ein so langes Kulturprogramm hat wohl noch kein Café zu seiner Eröffnung gehabt. Wir aber, Studenten aus Dresden, Erfurt, Karl-Marx-Stadt oder Rostock, erwiesen dem russischen Wald unsere Reverenz in tadellosem Jackett, gebügelter Hose und modischer Krawatte.

Christian Menzel, Güstrow

„Wenn ich einmal Ja gesagt habe, dann beiße ich mich fest, dann lasse ich nicht mehr los, das wird dann gemacht."

Stationen aus dem Leben eines Bauleiters.
Ein Beitrag von Fritz Jahn.

EIN MANN GEHT IN DIE WELT



Ganz gleich, ob es Baumblüten oder Eiskristalle schneit, jede Woche einmal läuft dieser Mann zwischen den Städten Zeitz und Meuselwitz seine sechzehn bis zwanzig Kilometer.
Fünfzig ist er jetzt, und hatte doch mit achtunddreißig schon gedacht, es wäre nun alles gelaufen. Die Komfortwohnung mit dem schönen Blick, die Arbeit als Baustellenleiter gleich nebenan, eine Frau, die er liebt, die Tochter, hübsch und fleißig, der Garten um die Ecke, die Garage vor der Tür, was wollte man noch mehr, was sollte da noch kommen!
Es kamen welche von seiner Partei, die redeten mit ihm, sanft und weniger sanft, wie üblich. Schau mal, du wirst doch gebraucht... Und: Es ist deine Pflicht als Genosse!
Seitdem pendelt der Mann zwischen Dschungel, Taiga, Savanne und Zeitz. Läßt draußen jedesmal etwas zurück, was es vor ihm dort noch nicht gab. Stahlwerksanlagen, eine Wasserreinigungsanlage, Maismühlen, ein Kulturzentrum.
Manchmal zeigen stolze Autofahrer zwischen Zeitz und Meuselwitz dem Straßenrand-Dauerläufer einen Vogel. Da lacht der Günter Mosler nur, fischt seinen Spickzettel aus der Trainingshose und memoriert im Traben weiter: I have been reading since two hours... Mit dem Vietnamesischen ist er damals einigermaßen zurechtgekommen, das Russische sitzt wie einst in Sibirien, im Portugiesischen fühlt er sich noch sicher so kurz nach Afrika, Englisch muß aufgefrischt werden. Bald heißt's vielleicht wieder Koffer packen.
Einer, der die Welt verändert – wie verändert der sich selbst?

Fotos: 1973 in Vietnam (oben), 1977 via Bratsk nach Ust-Ilimsk (Mitte), 1982 in der VR Moçambique (unten).

Ein Mann geht in die Welt

Nein, er wollte nicht aus dem gemachten Nest, der Günter Mosler. Es bedurfte etlicher Aussprachen, bis sie ihn herumgekriegt hatten. Das war Weihnachten 1972.

In den neuen Wohnungen von Zeitz-Ost, aus denen man bis zu den Ausläufern der Thüringer Berge blicken kann, saßen die Leute beim Gänsebraten. Das Fernsehen brachte Bilder aus Vietnam. Hanoi. Eine Straße mit 2000 Bewohnern wurde weggefegt. Amerikanische B 52-Bomber... Verdammte Schweine, sagten manche und blickten von ihren Tellern auf. Auch Günter in seiner Wohnung dachte so. Er legte den Löffel weg, stand auf, wanderte hin und her. Der Appetit war ihm vergangen. Außerdem hatte er Angst.

Wenig später war er in Hanoi. Weil die Flughafengebäude zerstört waren, wurden die Passagiere in der Maschine abgefertigt. Mit den Grenzern kam ein Schwall heißer Luft herein. Günter zerrte sich den Schlips vom Halse. Ruhig, Mann, sind doch schon andere vor dir hier gewesen! Hatte er sich das nicht schon als Junge gewünscht beim Angucken der ausländischen Briefmarken: Mal selber sehen, wie der Reis wächst, eine Kokospalme anfassen, in einer anderen Sprache reden können? Und noch etwas war da, die ganze Zeit, schon zu Hause, wenn auch zwischendurch von aktuelleren Empfindungen überlagert, das Gefühl, helfen zu können, an einer ganz wichtigen Stelle in der Welt.

Trotzdem... Günter schüttelt noch heute den Kopf, wenn er davon erzählt: Der erste Eindruck hat dich umgehauen! Ein fast leerer Bauplatz in einer total fremden Landschaft, weiter nichts. Mensch, wir kamen doch aus wohlgeordneten Städten in unserer wohlbehüteten DDR! Ich habe Familienväter gesehen, die haben geheult, manche haben Wochen gebraucht, bis sie ihre Koffer auspackten. Zwei Jahre darauf, als das Stahlwerk Giasang gebaut war, hat keiner mehr daran gedacht, da gab's nur Freude. Und Abschiedsschmerz.

★

Kennengelernt habe ich Günter bei seinem zweiten Auslandseinsatz, das war 1977 in Ust-Ilimsk an der Angara. „Der Eiserne" wurde er von seinen Leuten genannt, 50 jungen Maurern und Zimmerleuten aus den verschiedensten Winkeln der DDR, die buchstäblich über Nacht in die wilde Taiga katapultiert worden waren. Günter oblag es, eine aufeinander eingespielte Truppe aus dem bunten Völkchen zu machen, dem gerade Ausgelernte angehörten und Beinahe-Weltmeister im Mauern, hartgesottene Montage-Profis und Mutters Lieblinge, Sowjetunion-Anfänger und Sowjetunion-Fortgeschrittene wie die beiden Bauingenieure mit Moskauer Hochschuldiplom. Binnen zwölf Monaten sollten sie eine komplette Abwasserreinigungsanlage für das RGW-Zellulosekombinat aus dem gerade gerodeten Waldboden stampfen.

Zweierlei Gefahren waren abzuwenden, unter anderem. Die eine kam von „unten" und hieß Wodka. Heimweh nach der 8000 Kilometer entfernten Familie, Kummer über eine untreue Frau, Ärger auf dem Bau, Belastungen durch extreme klimatische Bedingungen... Es stand zu befürchten, daß der eine oder andere Neusibirier seine Probleme zu ertränken suchte, mit allen Folgeerscheinungen, Anrufung der Miliz inbegriffen. Die Tür des Bauleiters stand offen für die Sorgenkinder, doch Günter verließ sich nicht darauf, daß sie kamen. Er nahm sich jeden einzeln vor, brachte seine jungen Leute mit nachdrücklicher Beredsamkeit dazu, jeden Monat einen Großteil ihrer Rubel aufs Transferkonto zu überweisen. Manche merkten erst Tage nach der nächsten Lohnzahlung, daß sie sich von ihrem Chef hatten aufs Trockene setzen lassen. Zu Hause, übers Jahr, als sie sich vom Ersparten ein Wohnzimmer oder einen Farbfernseher kaufen konnten, waren ihm alle dankbar.

Die zweite Gefahr kam von „oben" und bestand darin, daß die vergleichsweise winzige DDR-Mannschaft mit ihrer zwar wichtigen, aber relativ kleinen Anlage auf dieser Riesenbaustelle „untergebuttert" werden konnte, unbeabsichtigt, einfach, weil es, alles in allem, um viel größere, eben sibirische Dimensionen ging. Ich muß heute noch schmunzeln, wenn ich daran denke, wie der Mann aus Zeitz das verhinderte.

Der oberste Bau-Natschalnik des territorialen Industriekomplexes war angesagt, Günter hatte sich dafür in seinen Trassenanzug geworfen und eine kleine Rede in Russisch einstudiert. Schon in Sichtweite, wurde die Autokolonne überraschend umdirigiert, Günter guckte einer Staubwolke hinterher. Wollte vielleicht jemand verhindern, daß der hohe Gast von den Problemen auf der DDR-Baustelle erfuhr...?

Zwei Stunden später war der Überfahrene bis ins Konferenzzimmer vorgedrungen, wo der Generaldirektor mit den örtlichen Leitern die Besichtigungsfahrt auswertete, richtete, um mit Günters Worten zu sprechen, den Blick zuerst auf die Blüte, um dann allmählich das Unkraut unter die Lupe zu nehmen. Wies darauf hin, daß sie noch mehr schaffen könnten, wenn sie nicht manchmal stundenlang auf den fälligen Beton warten müßten, machte diesen und jenen Vorschlag zur besseren Baustellenorganisation. Vom nächsten Tage an wurde einiges anders, das beste jedoch: Keiner der lokalen Chefs nahm Günter den Vorstoß übel, im Gegenteil, erst jetzt gehörte er richtig dazu, wurde von allen akzeptiert.

★

Dann kam der Einsatz in Afrika. Fachleute aus der DDR halfen die Kohleindustrie der Volksrepublik Moçambique voranzubringen. Günter war für einige der baulichen Veränderungen zuständig. Es begann mit dem Primitivsten. Zweitausend Kumpel hockten sich irgendwo in die Gegend, wenn es sie ankam, Klosetts mußten her. – Auf jeder Grube wurde selbständig gekocht, mit Flußwasser in notdürftig ausgewaschenen Zementbottichen, unter Verwendung von Maismehl, Salz und Trockenfisch, selten von Fleisch. Kakerlaken, Mäuse und Ratten bevölkerten das Terrain. Eine zentrale Küche und massive Lagerräume entstanden, die Seuchenherde wurden getilgt. – Nie im Leben hätte Günter gedacht, daß er einmal Maismühlen projektieren und produzieren müsse, doch in den Dörfern wurden sie dringend gebraucht...

Die einstigen Herren hatten das Land in einem schlimmen Zustand zurückgelassen. Stück um Stück verspürten die Kohlearbeiter und ihre Familien nun an den Dingen des täglichen Lebens, daß Vertreter des Volkes an die Macht gekommen waren. Angehörige der FRELIMO-Partei bekämpften, was 500jährige Kolonialzeit bewirkt hatte – Fatalismus und politische Passivität. Die Genossen aus der DDR unterstützten sie dabei.

Günter leitete zuletzt den Bau eines Kulturzentrums, das mit Spendengeldern aus unserer Republik finanziert wurde. Sein Portugiesisch wurde in zwei Bantusprachen übersetzt. Die allmorgendlichen Produktionsberatungen mit den Arbeitern, von denen kaum einer lesen und schreiben konnte, hatten zuweilen etwas von einer Schulstunde: Was bauen wir hier? Wozu taugt ein Kulturzentrum? Warum entsteht es gerade an dieser Stelle? Was ist das – Solidarität?

★

Moslers, wieder zu Hause, sind nicht mehr die alten. Ihr Wertsystem hat sich verändert. Manches, was einmal wichtig war, erscheint jetzt gering – und umgekehrt. Ihr Leben ist reicher geworden.

Ein Film aus Vietnam im Fernsehen zum Beispiel, den sie früher mit der freundlichen Anteilnahme weit, sehr weit entfernter Verwandter betrachtet hätten, wühlt sie auf, liefert Stoff für ein längeres Gespräch. Das beginnt mit „War das

---

Günter Mosler an den Gräbern der bei einem Anschlag ums Leben gekommenen Soldaten (Foto oben)

Beim sonntäglichen freiwilligen Arbeitseinsatz mit FRELIMO-Genossen (unten rechts)

Das mit Solidaritätsgeldern aus der DDR erbaute Kulturzentrum (unten)

nicht der…“ und „Weißt du noch, wie wir…?“ und endet damit, daß sie auch über Laos reden, über Kampuchea, Thailand und China, über alles, was sie von Südostasiens Problemen selbst erfahren und seit der Rückkehr dazugelesen haben.

Oder unlängst die ADN-Meldung über eine Trauerfeier für zwei von der Konterrevolution in Moçambique ermordete sowjetische Geologen. Das berührt sie, das ist beinahe so, als ob es einen aus der Familie getroffen hätte, weil sie so viele Freunde unter den sowjetischen Aufbauhelfern dort hatten. Und außerdem ist da noch jener 13. Oktober 1979, den Moslers seitdem als Günters zweiten Geburtstag feiern.

Aus Rhodesien, dem heutigen Simbabwe, eingeschleuste Banditen hatten eine Eisenbahnbrücke gesprengt. Günter und ein Kollege aus der DDR sollten begutachten, ob eine Instandsetzung möglich sei und wie lange sie dauern würde. Sie machten sich mit einem Lastwagen auf den Weg, der – zu ihrem Schutz – mit Soldaten der Volksbefreiungsstreitkräfte besetzt war. Die Bewaffneten sicherten die Umgebung, während sich die beiden Experten den Schaden besahen. Es blieb ruhig. Auf dem Rückweg fuhr der Wagen auf eine Mine. Günter erwachte – wieviel Zeit vergangen war, weiß er nicht – inmitten von Leichen. Acht Soldaten der Eskorte waren tot. Die Überlebenden, unter ihnen sein Kollege, hatten sich davongeschleppt, um ein Bergungskommando für die Toten zu holen, zu denen sie auch ihn rechneten. Übrigens verdankte er es dem Zufall, daß er noch lebte. Sie wollten Dias fotografieren für zu Hause, ein bißchen exotische Landschaft. Bereitwillig räumten zwei Soldaten ihren Platz vorn am Fahrerhaus für die Genossen aus der DDR. Hätten sie hinten gesessen, wie vorgesehen, wäre es aus gewesen.

Was tut einer, der knapp dem Tode entrinnt, kaum, daß er die Arbeit im fremden Land begonnen hat, wo er es doch daheim so ruhig haben könnte…? Natürlich haben sie darüber debattiert, Günter und seine Frau Helene, in den Tagen und Nächten, da er sich gesundpflegen ließ. Tatsache ist, daß er blieb. Und daß er noch manch ähnlichen Einsatz fuhr. Und daß er, wenn er von der Baustelle nach Hause kam, verschwitzt und zermürbt von der Tropenhitze, abends wie auch an den Wochenenden mit Hartnäckigkeit an seinem Projekt arbeitete, einer deutsch-portugiesischen Fachwortsammlung. Mit 700 bautechnischen Vokabeln war er seinerzeit vom Intensivlehrgang nach Afrika geschickt worden. Zu wenig, wie er bald merkte. Nun suchte er an Ort und Stelle neue Begriffe, jeden Tag brachte er ein paar vom Baugelände mit. Ein Jahr oder gut 2000 Freizeitstunden lang ging das, dann war der Wälzer fertig. Er enthielt – 13 727 Vokabeln. Niemand hatte ihm dazu einen Auftrag gegeben. Er machte es, weil er es für notwendig hielt. Später ist die Sammlung zu Hause im Baukombinat vervielfältigt worden und hat schon einigen Fachleuten aus der DDR geholfen bei ihrer Arbeit in Afrika.

★

So werden durch Erlebnisse Haltungen geprägt. Ganz deutlich auch an Lenchen zu beobachten, Günters Frau, sie ist nach der Rückkehr Kandidat der SED geworden.

Gut kochen konnte sie schon immer, in Afrika lernte sie improvisieren. Keiner verstand es wie sie, steinharte Affenbananen in schmackhafte Bratkartoffeln und pulverisierte Milch in delikaten Käse zu verwandeln. Bei Fahrten über Land – sie hatte eine Versorgungsaufgabe für die DDR-Spezialisten übernommen – sah sie Kinder auf Müllhaufen nach leeren Konservendosen wühlen, in der Hoffnung, es befände sich ein Restchen Wurst oder Fleisch darin. Sie erzählt zu Hause bisweilen davon, vornehmlich dann, wenn das Gespräch auf Wohlstand und soziale Geborgenheit kommt.

Neulich hat sie eine Kinderzeitschrift gekauft, es war als Scherz gedacht für die Tochter zum 20. Geburtstag. Beim Durchblättern blieb sie an einem Artikel „Helft den Kindern von Namibia!“ hängen. Sie setzte sich hin, zog Bücher zu Rate, brachte eine kurzgefaßte Charakteristik des afrikanischen Staates zu Papier und setzte diese Worte an den Schluß: „Helfen wir mit, daß die Kinder Namibias über Tausende Kilometer hinweg unsere Herzenswärme, die Zuneigung und das Mitfühlen der Eltern und Kinder aus der DDR spüren!“ Mit dem Aufruf ging sie zu den acht Mitarbeiterinnen ihrer Lebensmittelverkaufsstelle. Ein stattliches Paket mit Kleidung und Spielsachen wurde abgeschickt. Politische Arbeit ist für sie konkret.

Sehen Sie, erklärte sie mir, und ihre dunklen Augen wurden noch lebendiger, es ist doch so, daß die Kolonialherren von gestern in neuem Gewand wieder Fuß fassen wollen in diesen Ländern. Sie können das um so leichter da, wo wir nicht sind und die fortschrittlichen Kräfte unterstützen.

Und das wollen Sie mit einem Paket Spielsachen und Babyhöschen machen, fragte ich zurück.

Lenchen Mosler ließ sich nicht beirren. Auch ein Sandkorn hat sein Gewicht. Vielleicht ist es gerade unseres, das auf der Waagschale fehlt…

Selten, daß sie etwas wegwirft an Lebensmitteln, da muß es schon fast in der Nase kitzeln. Kein Geiz, nur Achtung vor der Arbeit anderer und das Wissen um die Bedürfnisse in einem großen Teil der Welt. Nein, kleinlich sind Moslers nicht. An manchem Wochenende leisten sie sich gern Besonderes. Eine Fahrt mit Tochter und Schwiegersohn nach Leipzig ins „Merkur“ etwa, um japanisch zu essen, drei Stunden lang. Auch ihre Genußfähigkeit ist gewachsen.

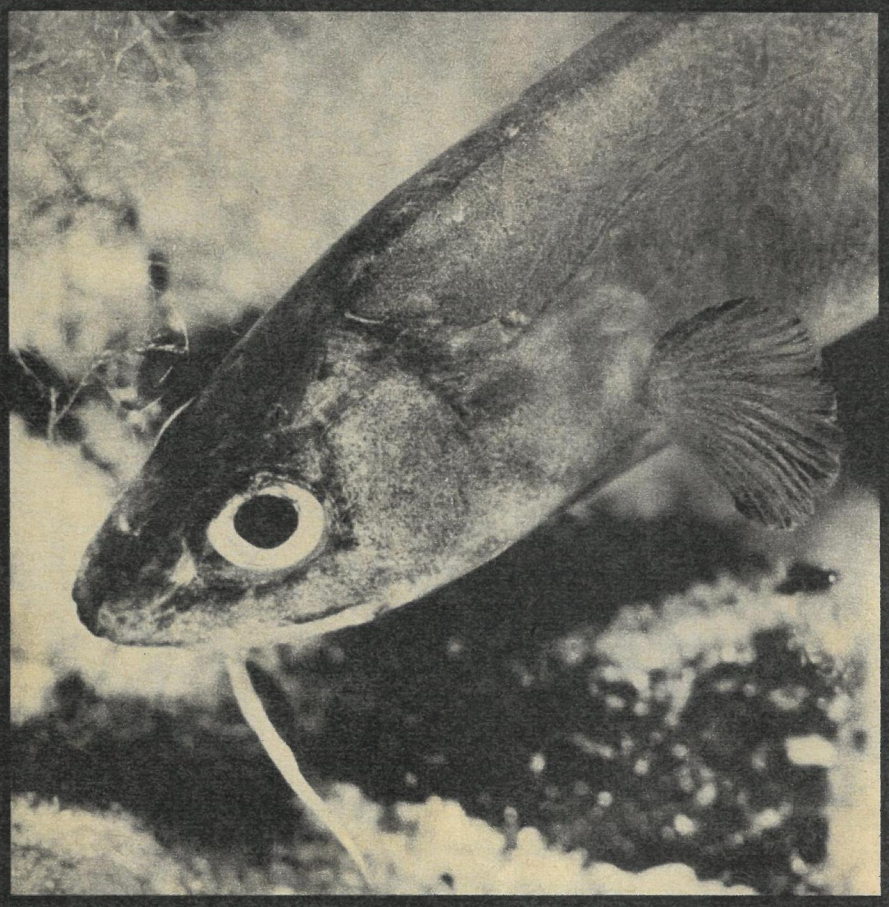
Gern kommen Gäste zu ihnen nach Hause. Nicht nur der Küche wegen, Lenchen bereitet Fleisch auf vietnamesisch mit gehackten Erdnüssen, es gibt Saigoner Röllchen oder Huhn auf afrikanisch, gewürzt mit Piri-Piri. Es geht niemals langweilig bei ihnen zu, das ist der Grund.

Wie macht Ihr das bloß, daß Ihr so jung seid, wird dann manchmal gefragt.

Der Reichtum des Menschen besteht in der Totalität seiner Beziehungen, sagt Marx sinngemäß. Und: Wer die Welt verändert, der verändert am Ende sich selbst.

P. S.: Moslers gibt es nicht wenige. Sie bauen auf allen Kontinenten, Botschafter ohne diplomatischen Rang. Wir wollen diesen Posten nicht vergessen bei unserer Jubiläumsbilanz.

Fotos: Lothar Willmann (1), privat



Fische im Schlafanzug

Eine Fotopirsch, beschrieben von Werner Fiedler

Seit Tagen herrscht nahezu Windstille vor der südlichen Küste Bulgariens. Wie eine träge dunkle Masse liegt das Schwarze Meer in der Dämmerung. Die Aussichten auf eine erfolgreiche Fotopirsch in der Unterwasserwelt könnten nicht günstiger sein. Sämtliche Vorbereitungen sind längst getroffen, zu langsam für unsere Ungeduld sinkt die Sonne. Erst eine ganze Weile nach Einbruch der völligen Dunkelheit ist der Zeitpunkt gekommen, daß wir uns in die vom Tageseinsatz noch feuchten Kälteschutzanzüge zwängen. Der Verzicht auf einige Stunden Schlaf und das anfängliche Frösteln zählen nicht gegenüber dem Lohn solcher Mühe – mitternächtliche Begegnung mit scheuen Meeresbewohnern.

Lebensvorgänge verlaufen stets in ihren charakteristischen Rhythmen. Die Biorhythmen, wie sie der Wissenschaftler nennt, wiederholen sich besonders oft im 24-Stunden-Turnus, sind gebunden an den Wechsel zwischen Tag und Nacht, zwischen Licht und Dunkelheit, Aktivität und Ruhe. Ein fesselndes Erlebnis bildet das Aufspüren und Beobachten solcher Vorgänge, vor allem für den Fotografen in den geheimnisvollen Regionen unter Wasser.

Kaum mit dem Kopf untergetaucht, genießt man ein immer wieder faszinierendes Erlebnis maritimer Finsternis: das Meeresleuchten. Selbst bei geringen Wasserturbulenzen beginnen schwebende Einzeller zu glimmen. Um den Taucher stieben Funkenwolken, vor ihm flüchtende Fische hinterlassen kometenschweifähnliche, sofort wieder verblassende Leuchtspuren. Ein solches Schauspiel muß man erleben, beschreiben läßt es sich nur unvollkommen, und fotografisch ist es nicht erfaßbar. Denn der Schein der Pilotleuchte löscht alles andere Licht aus.

Vom Taucher geführt, hin und wieder verharrend, gleitet der Lichtkegel über den Grund. Zwischen verstreuten Steinbrocken entdecken wir den ersten der von uns gesuchten „Nachtschwärmer" – das sogenannte Bartmännchen, einen Fisch von aalähnlicher Gestalt. Er ist ausschließlich während der Dunkelheit aktiv, Bartfäden unter seinem Maul ertasten die Nahrung. Unser Lichtstrahl beunruhigt das aufgestörte Tier. Zweimal, dreimal flüchtet es vor der aufdringlichen Helle in den Schatten von Steinen und Algen. Vergeblich, der Verfolger läßt sich nicht abschütteln. Da löst der Fisch das Problem auf seine Weise: Vor der Kamera versinkt er mit rüttelnden Schwanzbewegungen rückwärts in den Sand. Als der Elektronenblitz aufflammt, schaut gerade noch der Kopf heraus. Dann hat der Meeresboden den Flüchtling ganz verschluckt. Ein ideales Versteck, in dem er tagsüber wohl geborgen ruht.

In der Nähe liegt eine Meerbarbe auf dem Grund. Die abgespreizten Brustflossen stützen den Körper, wenn die welsähnliche Barbe – wie alle Fische – mit offenen Augen schläft. Ihre veränderte Färbung kennzeichnet eindeutig den Ruhezustand: rötliche Flecken unterhalb der Seitenlinie, Querbänder über der Rückenpartie. Lediglich an diesen Bändern sind Reste des dunkelbraunen Längsstreifens zu erkennen, den Meerbarben am Tage als arttypisches Merkmal aufweisen, wenn sie von früh bis spät, meist zu kleinen Trupps geschart, über den Sand ziehen, unermüdlich den Boden nach Eßbarem durchwühlend.

Zu den „soliden", das Nachtleben meidenden Meeresbewohnern zählt auch die Sippe der Lippfische. Wird es dunkel, sucht sich jeder einen Schlafplatz. So finden wir sie jetzt im Dunkeln eingeklemmt zwischen Steinen, Muscheln oder Pflanzen, gleichermaßen vor Feinden geschützt wie gegen Wasserströmungen „stabilisiert." Kaum wiederzuerkennen das Nachtgewand des bei Tage in leuchtende Farben gekleideten Männchens vom Augenfleck-Lippfisch. Die Vergleichsfotos zeigen den Unterschied eindrucksvoller als jede wortreiche Schilderung.

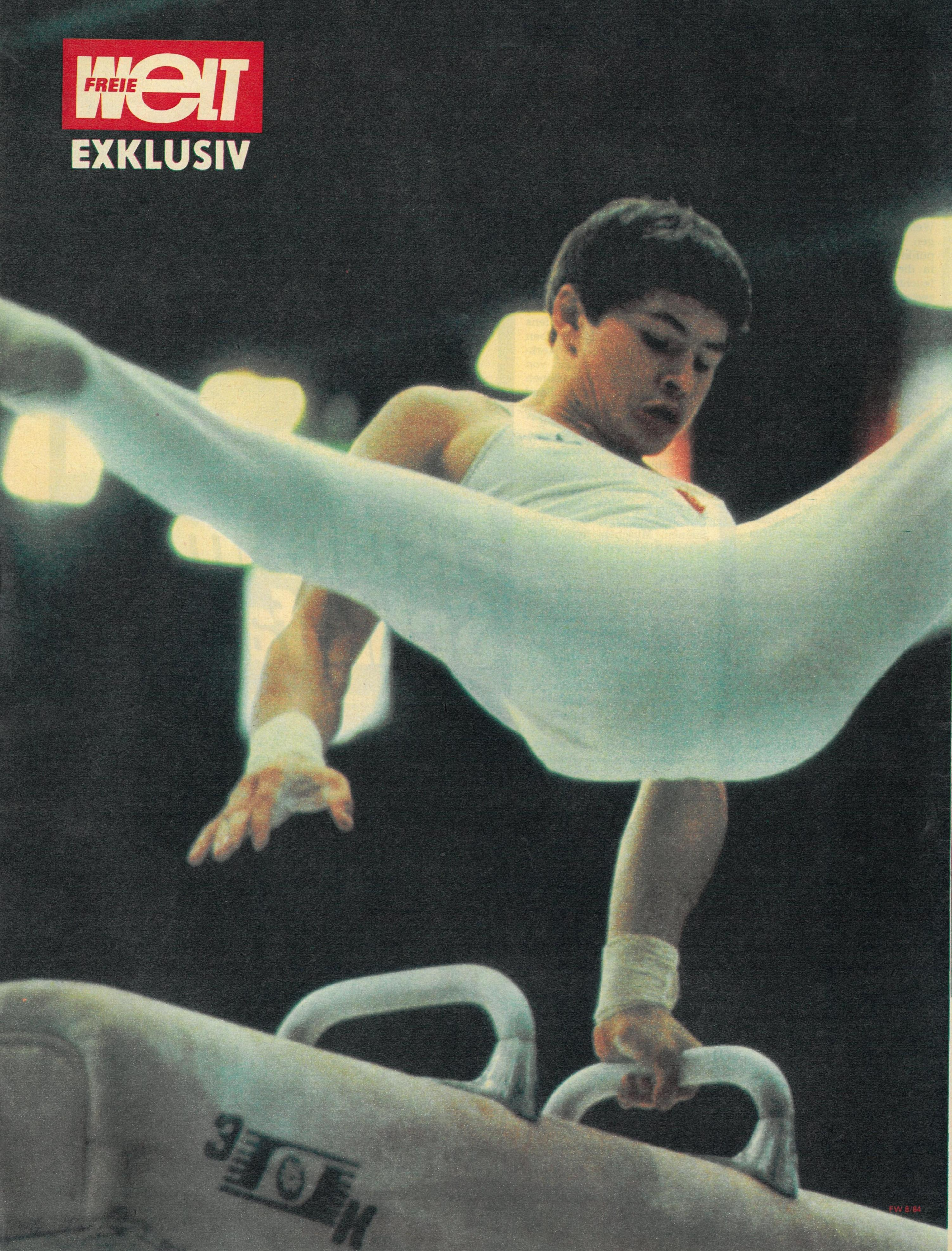
Fische im Pyjama! Sicher keine kuriose Laune der Natur, sondern ein mit der Ruheperiode verbundenes Phänomen. Der Farbwechsel wird als Schutzanpassung angesehen. Am Tage notwendige Signalwirkungen verlieren an Bedeutung, nun tarnen auflösende Farbmuster das Tier in seiner Umgebung. Eine Erklärung, die allerdings nur für die Zeit der Dämmerung befriedigen kann. Doch was sollen Schutztrachten in völliger Dunkelheit? Ist Nachtfärbung vielleicht das Zeichen einer „Sparschaltung" im Energiehaushalt der Schlafenden?

Noch fehlt eine umfassende Antwort auf solche Fragen; ich aber werde mit meinen Tauchgefährten neue Motive suchen im schweigenden, stockfinsteren Meer – neue Beispiele für die Sammlung der Fische im Schlafanzug.

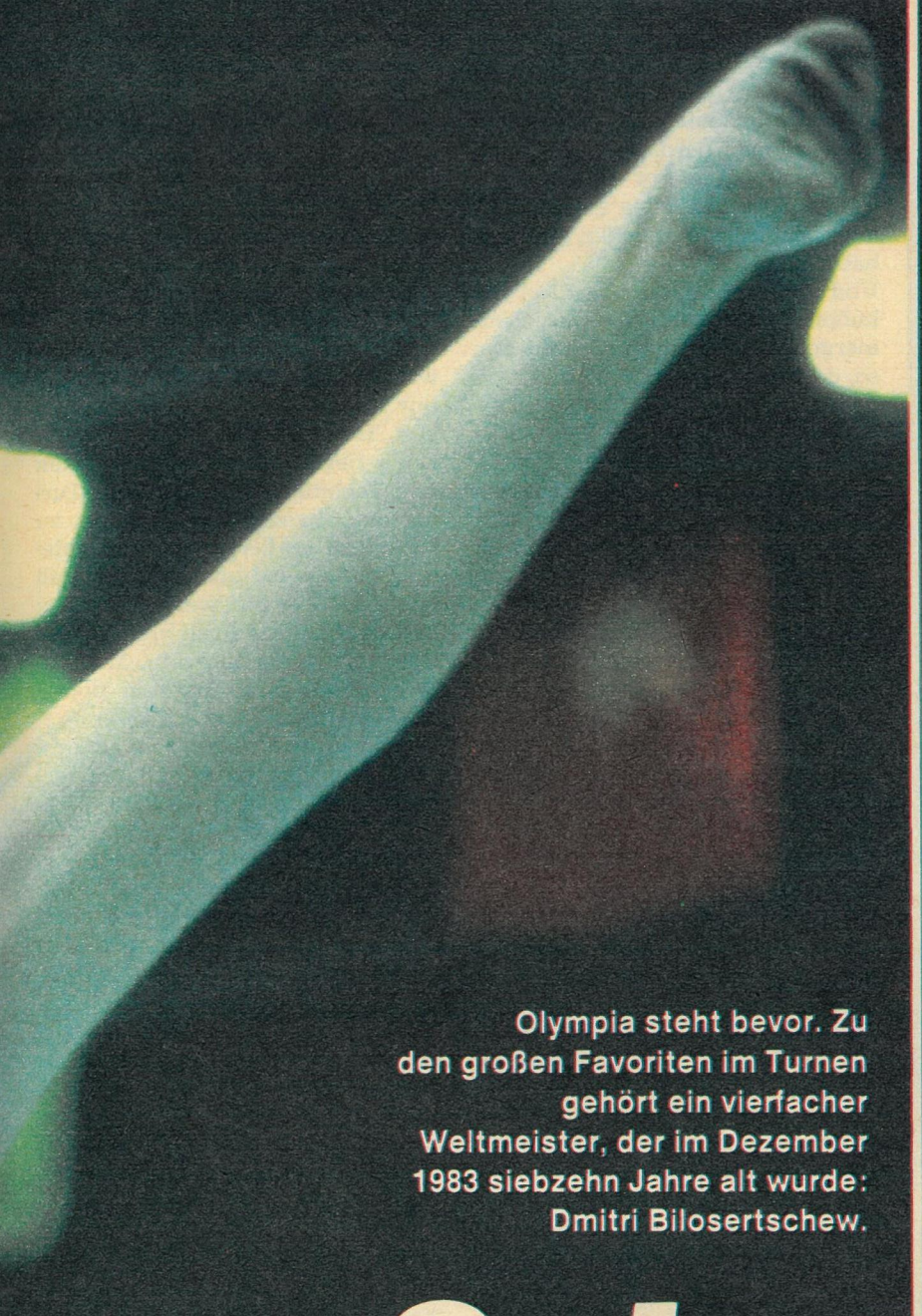
Links: Schlafendes Männchen des Augenfleck-Lippfisches; vom Strahl der Unterwasserleuchte „geweckt", beginnt der Fisch seine Farbe zu wechseln (oben). Das aalartige Bartmännchen (rechts) hält Tagesruhe im Bett aus feinem Sand.

FREIE WELT

EXKLUSIV



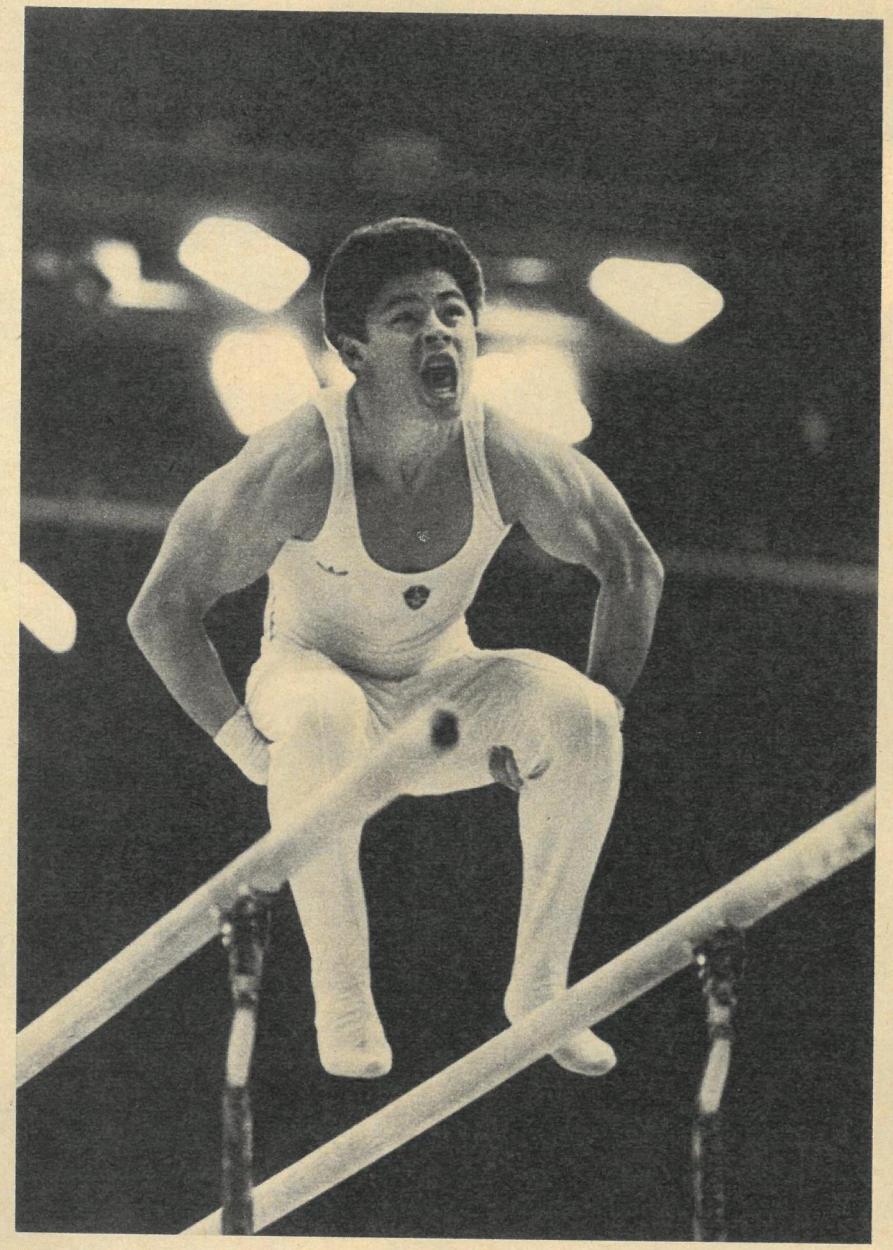
FW 8/84



Olympia steht bevor. Zu den großen Favoriten im Turnen gehört ein vierfacher Weltmeister, der im Dezember 1983 siebzehn Jahre alt wurde: Dmitri Bilosertschew.

Salto vor der Bustür

Tritt „Dima", wie er genannt wird, die Nachfolge von Tschukarin und Schachlin, Andrianow und Ditjatin an? Weil er das Turnen auf eine neue Stufe hob und trotz seiner Jugend seit Jahr und Tag nicht mehr verlor, gilt er als Wunderkind. Ist er das?



Doppelsalto gehockt als Abgang vom Barren: Dmitri Bilosertschew.

Salto vor der Bustür

Vor acht Jahren teilten sich die beiden Kampfrichter Boris Schachlin und Albert Asarjan im Sheraton-Hotel von Montreal ein Zweibettzimmer. Der eine – geboren in Sibirien und von seinen Bewunderern „eiserner Boris“ genannt – gehört mit 32 Medaillen (davon 15 goldene) bei Olympischen Spielen, Welt- und Europameisterschaften zu den erfolgreichsten Turnern aller Zeiten und war ein Phänomen an Konzentrationsfähigkeit, ein Siegertyp vom Scheitel bis zur Sohle. Der andere – ein Armenier mit Herkuleskräften, schwarzem Oberlippenbart und schneeweißen Zähnen – galt in den Turnarenen als zirzensische Zugnummer an den Ringen. Wenn er aus dem Streckhang oder dem Schwebestütz in den Kreuzhang ging und dort, lächelnd nach allen Seiten, seine „Variationen à la Asarjan“ zum besten gab, bebte unterm tosenden Beifall die Halle.

Sie turnten schon, als die Stars von heute noch gar nicht geboren waren. Der Beginn ihrer Karriere reicht in die Zeiten zurück, da der Begründer der sowjetischen Turnkunst überall in der Welt nur ehrfürchtiges Staunen verbreitete: Viktor Tschukarin. Er und eben auch Boris Schachlin und Albert Asarjan wurden als Bahnbrecher so etwas wie lebende Denkmale. Sie verschwanden nie aus der Erinnerung, obwohl nach ihnen Männer kamen, die noch viel mehr aus dem Turnen machten als sie: Titow und Endo, Woronin und Kato, Kenmotsu und Kasamatsu, Nakayama und Andrianow, Ditjatin und – das sechzehnjährige Turnwunder Bilosertschew. Für eine Weile überlegte Albert Asarjan, was er wohl als Grund dafür nennen könnte, warum zuweilen der eine länger im Gedächtnis bleibt als der andere. Vielleicht, sagte er, liegt die Antwort in einer schlichten Wahrheit, die wir alle schon längst anerkannt haben: „Geschichte macht auch, wer irgendwie einen Weg gebahnt hat. Tschukarin und in seinem Gefolge auch wir – Muratow und Schaginjan, Schachlin und vielleicht auch ich – führten den sowjetischen Turnsport in die Weltspitze. Uns ging's im kleinen wie zum Beispiel Juri Gagarin im großen: Er war der erste Mensch im Kosmos, und noch in kommenden Generationen wird eben vor allem sein Name genannt werden, obwohl inzwischen viele andere dort oben schon tollere Sachen gemacht haben als er.“

Und wie sah das Schachlin? Er knöpfte sich Asarjan, seinen Zimmergenossen, vor: „Zunächst ist es so, daß die Technik im Turnen von heute mehrere Etagen höher angesiedelt ist als zu unserer Zeit. Diese Technik ist, sagen wir es einmal so, nicht zugunsten Asarjans vorangetrieben worden. Übrig blieb die Empfehlung, heute und morgen an einem Asarjan zu studieren, was an Kraftelementen nach wie vor so alles in die Waagschale geworfen werden kann. Aber dabei stellt sich die Frage: Wer könnte, würde er heute Asarjans scheinbar unnachahmliche Kreuzhänge von einst machen, die Ausstrahlung eben eines Asarjan erreichen? Und wenn's um die Erinnerung an uns geht: Man hat nicht vergessen, daß wir über viele Jahre hinweg in der Weltspitze standen und sich die Leute daran gewöhnten, uns zu den besten Turnern der Welt zu zählen. Sie hatten gemerkt, daß wir an uns selbst nie die Frage stellten: Heut' bist du Meister, und was bist du morgen?“

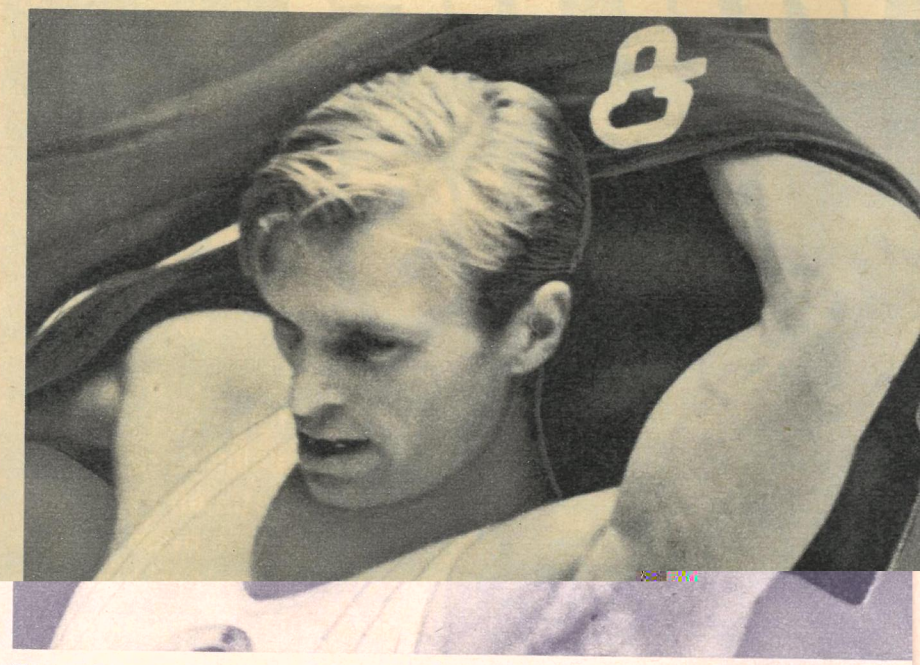
Zurück zum Sheraton-Hotel. Die beiden Frohnaturen waren gerade aufgestanden. Gutgelaunt wie immer, spendierten sie Limonade und frischten noch einmal ein Erlebnis auf, über das sie schon bis in die tiefe Nacht hinein philosophiert hatten. „Wir haben Nikolai Andrianow siegen sehen“, sagte Schachlin. „Wie er mit 116,650 Punkten und genau einem Punkt Vorsprung vor dem an zweiter Stelle plazierten Sawao Kato zwei Resultate erreichte, wie sie in der olympischen Turngeschichte noch nie da waren. Was ihn als nun weltbesten Turner auszeichnet, sind seine technische Reife, seine taktische Erfahrung und die gewisse Autorität eines Meisters. Er gab in Montreal den Kampfrichtern keinerlei Gelegenheit, ihn nicht objektiv zu beurteilen. Hinzu kommt, daß Andrianow Nerven wie Drahtseile hat.“

Schachlins Bewunderung galt einem 24jährigen, der auch in den darauffolgenden Jahren das blieb, was er in Montreal war: der beste Turner der Welt. Prophetisch entwarf der „eiserne Boris“ ein nicht nur Andrianowsches Zukunftsbild: „Im Turnen bleibt nichts stehen, Kolja bewies es. Neue Methoden und Techniken eröffnen dem Turner die Chance, doppelt soviel zu lernen, zu studieren und zu probieren, wie das bei uns einst der Fall war. Die Übungen werden morgen und übermorgen noch viel schwieriger und origineller sein. Mit jungen Leuten kann man in dieses Reich am besten und erfolgversprechendsten vordringen. Sie erkennen zwar ihre große Verantwortung, aber sie sind noch fast frei von allen Belastungen. Und wenn diese dann doch auf sie zukommen, werden sie in solchem Alter eher mit ihnen fertig – weil sie auch eher in der Lage sind, mit sich selbst fertig zu werden. Wenn junge Turner zu der Erkenntnis gekommen sind, daß ohne harte Arbeit und der Freude daran nichts geht, dann haben sie schon vieles auf ihrem Weg geebnet. Zum ‚Automat‘ wirst du nur, wenn du dich grämst und dir Arbeit keinen Spaß mehr macht…“

★

Zwei Pressestimmen nach den Weltmeisterschaften 1983 in Budapest. Beide über den damals 16jährigen Dmitri Bilosertschew, der vier Goldmedaillen errang, achtmal die Höchstnote 10 turnte und mit 119,200 von 120 möglichen Punkten den Mehrkampf gewann:

„Wer Bilosertschew beobachtet, stellt sich unwillkürlich die Frage, was wohl geschieht, wenn die internationale Föderation noch höhere Schwierigkeiten fordert, als sie hier schon geboten wurden. Womöglich wird dann der Turner,



Er wurde ganzen Turngenerationen zum Vorbild: Boris Schachlin. „Die Kippe an einem Reck auf dem Schulhof war mein erster großer Sieg“.

um eine Zehn zu erhalten, fliegen lernen müssen. Na und? Dann wird Bilosertschew eben fliegen."

„Sports Illustrated"

„Als Bilosertschew mit fünfzehn erstmals bei den ‚Großen' mitturnte und hinter Olympiasieger Ditjatin, Weltmeister Koroljow sowie den Weltklasseleuten Tkatschew und Makuz Fünfter der UdSSR-Meisterschaft wurde, beglückwünschten ihn die Stars, vergaßen dabei aber nicht, den Jungen daran zu erinnern, daß der Weg zum Ruhm dornig und der Fleiß die Mutter des Erfolges ist. Alle glaubten, in etwa zwei oder drei Jahren werde ‚Dima' mit diesen gestandenen Männern gleichberechtigt konkurrieren können. Doch es kam ganz anders. Im darauffolgenden Jahr gewann Bilosertschew ein Dutzend Goldmedaillen – in Reihenfolge jeweils vier bei den Europameisterschaften, der UdSSR-Völkerspartakiade, den Weltmeisterschaften. Damit führte er Kenner des Sports in eine Sackgasse, die mit der Überzeugung groß wurden, daß ‚der Erfolg die Abrechnung mit den Mißerfolgen vieler Jahre' sei…"

„Sport in der UdSSR"

Als Bilosertschew mal eines Morgens aufwachte und grübelnd aus dem Bett stieg, sagte er: „Ich habe wieder einmal von so einer verrückten Kür geträumt, doch als ich wach wurde, war alles verschwunden. Schade, denn vielleicht könnten die Flüge im Traum einmal Wirklichkeit werden." Die Gedanken seines Trainers Alexander Alexandrow gehen in eine ganz andere Richtung: „Ich warte die ganze Zeit darauf, daß Dmitri wenigstens mal bei einer unbedeutenden turnerischen Angelegenheit n i c h t gewinnt. Doch so etwas tritt einfach nicht ein." Dima siegt nur noch. Als er 1978 – mit seinen dreizehn Jahren brauchte er dafür eine Sondergenehmigung – bei der UdSSR-Juniorenmeisterschaft startete und Vierter wurde, hat er geweint. Wenigstens die Bronzemedaille wollte er haben. Seit jener Zeit hat freilich niemand mehr Tränen in seinen Augen gesehen…

Kein Pardon für den Verlierer im Billard. Hier muß Pferdsprung-Weltmeister Akopjan vor seinem Besieger Bilosertschew unter den Tisch.

Wer ist Bilosertschew? Ein waschechter Moskauer, Sohn des Elektroschweißers Wladimir Nikolajewitsch und der Datenverarbeiterin Vera Dmitrijewna. Als Turner weltweit Gesprächsstoff, als Oberschüler ein Abiturient mit kleinen Sorgenfalten. Wer ihn fragt, in welchen Fächern er Einsen habe, dem antwortet er: „Im Sport". Aber er hat gute Freunde. Die älteren Mitstreiter in der Nationalmannschaft helfen ihm in Mathematik. Die Choreographin Alla Melnikowa bewahrte ihn vor der Schelte des Geografielehrers, indem sie ihm zeigte, wie Konturenkarten gezeichnet werden. Ein schulisches Vorbild hat Dmitri ebenfalls. In seiner Klasse sitzt ein Mädchen, das fast nur Einsen schreibt – und auch eine Weltmeisterin ist: Olga Bitscherowa.

Dmitri Bilosertschew liebt Bücher, das Theater und die Musik. Auch Billard, wo er in der Person des Nationalmannschafts-Trainers Leonid Arkajew gegen seinen stärksten Konkurrenten antritt und mitunter auch gewinnt. Und dann kommt es vor, daß sich sogar der „Chef" an die gemeinsame Abmachung halten muß, die da heißt: Wer verliert, kriecht unter den Tisch! Der junge Weltmeister mag auch Pferde und hat das Reiten gelernt. Besonders angetan haben es ihm die Katzen: „Sie sind Turner von Natur aus. Wie du sie auch wirfst, sie fallen stets auf die Füße." Vielleicht hat sich Dima von ihnen manches abgeschaut. Jedenfalls wird erzählt, er könne sogar im Dunkeln turnen. Während eines Doppelsaltos sei im Saal einmal das Licht ausgegangen. Trotzdem habe Dima gestanden wie eine Eins – „da hatte eine innere Automatik angesprochen." Als er einen gerade abfahrenden Bus noch erwischen wollte, kam er ins Stolpern. „Um nicht auf die Nase zu fallen, machte ich einen Handstand-Überschlag und landete direkt vor der noch offenen Tür…" Leonid Arkajew meint, sein Musterschüler in der Nationalmannschaft habe von seinen großen Vorgängern deren beste Eigenschaften geerbt: von Tschukarin das Selbstbewußtsein, von Woronin die Eleganz und Sauberkeit, von Ditjatin die Kraft – „und mir scheint, mit seiner Ruhe hat er Tschukarin und Schachlin schon übertroffen". Als sich Bilosertschew beim Pflichtprogramm der Budapester Weltmeisterschaft „ein paar kleine Ungenauigkeiten" geleistet hatte, war Arkajew unzufrieden mit ihm. „Hör mal zu, mein Lieber, weißt du, was es heißt, schon mit dreieinhalb Zehntelpunkten zurückzuliegen?" Dima machte große Augen und sagte: „Fünfunddreißig Hundertstel? Den Schaden werde ich beheben."

Und dann gewann dieser Teufelskerl wie noch kein anderer vor ihm. Ein Oberschüler, der ein paar Jährchen zuvor ganze drei Klimmzüge machen konnte. Damals hatte er noch einen Spitznamen – „Dikker"…

Hans Richard Vollbrecht, Andrej Bataschow

Sechzehn Jahre nach Schachlins Triumph von Rom 1960 saß mit ihm wieder ein UdSSR-Turner auf dem olympischen Mehrkampf-Thron: Andrianow.

Fotos: W. Safronow (4), TASS, K.-H. Friedrich

Im nächsten Heft:

Vor dem Wahltag

Ein Mann und seine Stadt. Rolf Hoppe zeigt uns Dresden.

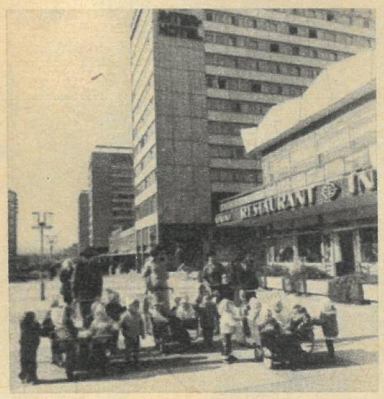


Foto: ZB/Häßler

Die sechs Höhenflüge der Tamara Bykowa

Gegenwart und Zukunftschancen einer Weltmeisterin und Weltrekordlerin im Hochsprung.

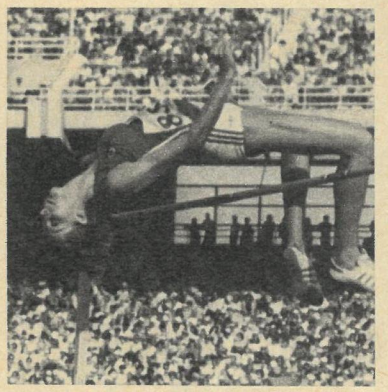


Foto: TASS/W. Sufarow

mobile

Škoda-Perspektiven, Tips zum PKW-Frühjahrsputz, Austausch von Sicherheitsgurten nach Unfällen, Hinweise für LADA-Fahrer.

Der rostige Tod

Pioniere bauen nicht nur Brükken. FREIE WELT besuchte eine Einheit in der Sowjetunion und erlebte, wie die Soldaten – vier Jahrzehnte nach dem Krieg – immer noch mit dessen Folgen zu kämpfen haben.

Foto: A. Paszkowiak

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Foto: Volkmar Billeb

Eine bekannte Welt wird entdeckt

In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts schufen die Meister aus Sergijew und Bogorodskoje 21 000 Pud (1 Pud = rund 16,4 kg) Spielwaren. Der Export hatte begonnen. Auf der Leipziger Messe sah man erstmals Spielzeug aus Rußland, und 1893 errangen Puppen in Nationaltrachten auf der Weltausstellung in Chicago die Große Goldmedaille. Neben Trachtenpuppen gab es auch „herrschaftliche": Die Zarenfamilie und ihr Hofstaat in prächtigen Gewändern, dazu die dralle Amme und der selbstbewußte Bojar. Auffallend die langen Ärmel seiner Kleidung, die fast die Fingerspitzen bedeckten. Nicht, weil er vielleicht einen schlampigen Schneider hatte, sondern weil schon sein Habitus zeigen sollte, daß hier ein Privilegierter stand, der sich seine Finger nicht mit gemeiner Arbeit beschmutzte. Um diese Zeit tauchte das sogenannte Genrespielzeug auf, das auf unserem Bild zu sehen ist. Gab es bisher schon viel kleines Arbeitsgerät – Körbe, Harken, Schaufeln, Spinnrocken, Pferd und Wagen – so trat nun der Handwerker, der Bauer neben sein Werkzeug. Die Entwicklung des Genrespielzeugs entspricht genau der Tendenz der Kultur des ausgehenden 19. Jahrhunderts, reale Lebensverhältnisse zu beschreiben und abzubilden, den „kleinen Leuten" mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Dieses Spielzeug aus Maché mit eingebauten Bewegungs- und Musikmechanismen zeigt sich als Gänsehirt, der eine schnatternde Herde vor sich her treibt, als Böttcher, der dem Faß die Reifen anpaßt, als Koch, der mit dem Hackebeil hantiert und auch als Trommler, der auf einem Bären zum Jahrmarkt reitet.

Karin Kopp

UNSERE FRAGE: Im Jahre 1906 machte ein Schuster namens Voigt den preußischen Staat in der ganzen Welt lächerlich. Heute ist der wackere Mann in Uniform als Berliner Souvenir-Puppe sehr beliebt. Wie heißt die Figur?

Antwort bitte auf einer Postkarte mit dem Serien-Kennwort „Russisches Kinderspielzeug 7" an FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 10. Einsendeschluß: 25. 4. 1984. Auflösung und Gewinner in Heft 10/84, Leserforum. Sie können gewinnen: 1. Preis 150 M; 2. Preis 100 M; 3. Preis 50 M. Viel Erfolg!